

1,40 DM / Band 26
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-
Neuer Roman
BASTEI
Dämona King
Die Bezwingerin der Finsternis
Die Mönche des Schwarzen Kreises
Boris Cormac



Die Mönche des schwarzen Kreises

Damona King Nr. 26

von Theodor Dombrowski

erschienen am 03.03.1980

Die Mönche des schwarzen Kreises

Die Dunkelheit in dem kargen, zellenartigen Raum verschwand wie fortgewischt. Ein düsteres, rötliches Glühen trat an ihre Stelle. Die Quelle war nicht auszumachen. Das seltsame, magisch wirkende Licht kam von überall her. Aus der Decke und aus den Wänden. Selbst der gestampfte Lehmboden strömte es aus.

Eine schmale Tür öffnete sich. Die Gestalt, die den Raum betrat, war in eine lange, schwarze Kutte gehüllt. Das Gesicht lag im Schatten einer weiten Kapuze. Die schmalen, knochigen Hände trugen ein bronzenes Becken, dem zarte Rauchschwaden entstiegen.

An der Stirnseite des Raumes stand ein altarähnliches Gebilde. Der rotgeflammte Marmorblock hatte ziemlich genau die Form eines Würfels. Seine Kantenlänge mochte etwa vier Fuß betragen. Aus den Ecken der Deckplatte wuchsen vier aus schwarzem Marmor gehauene Skulpturen in die Höhe. Sie stellten Wesen dar, die einer irren Fantasie entsprungen sein mußten. Schlangenhäupter saßen auf den Rümpfen von geflügelten Drachen. Die großen Rubinaugen wirkten auf seltsame Art lebendig und strahlten eine Aura düsterer Drohung aus. Die nach oben gereckten Tierhäupter trugen eine fingerdicke Platte. Sie war von einer unheimlich anmutenden Schwärze – noch schwärzer, als das seelenlose Dunkel zwischen den Sternen. Das Material, aus dem die Platte bestand, war weder Stein noch Metall. Es war überhaupt keine Materie, sondern verdichtete dämonische Energie. Kälte strömte von ihr aus. Nicht die Kälte, die körperliches Unbehagen verursacht, sondern jene, welche die Seele frieren läßt.

Der Mann in der Kutte ging auf den Altar zu und stellte das Bronzebecken auf das Hexagramm in der Mitte der Platte. Die magische Figur glühte in einem feurigen Licht auf. Es umwaberte das Gefäß wie ein grellroter Flammenkranz.

Der Magier verharrte unterdessen im Zustand tiefster Meditation.

Die Minuten tropften dahin. Stille herrschte. Aber diese Stille wurde von Augenblick zu Augenblick drückender, lastender. Die Vorbereitungen zur Eröffnung der finsteren Zeremonie schien die dunklen Wesenheiten der Tiefe aus ihrem Schlaf zu reißen und hierher zu rufen.

Der dem Becken entsteigende Rauch wurde dichter. Nur wenige Sekunden später kam Bewegung in die stille Gestalt. Die Augen öffneten sich zu einem funkelnden Blick, der sich auf den brodelnden Inhalt des Gefäßes richtete. Dann hoben sich die Hände und glitten durch die Luft, als seien es selbständige Lebewesen. Finger spreizten sich ab und schrieben blitzschnell Ketten von Zeichen in die Luft.

Dem Mund des Mannes entströmte ein monotoner, psalmodierender Singsang. Der Oberkörper bewegte sich im Takt nach vorne und wieder zurück.

Die Beschwörung näherte sich ihrem Höhepunkt. In dem Bronzebecken glühte es jäh derartig grell auf, als ob sich eine Miniatursonne darin befände. Die Rauchschwaden verstärkten sich, wurden zu dichten, schwarzen Wolken. Obwohl die Luft nicht von dem leisesten Windhauch bewegt wurde, tanzte der dunkle Nebel hin und her.

Doch je weiter die Beschwörung voranschritt, um so mehr kehrte Ruhe ein. Zuletzt hing die schwarze Wolke bewegungslos, wie ein dickes, schwarzes Tuch, über dem Altar.

In diesem Augenblick brach der Strom dämonischer Formeln ab.

Gleich darauf stieß der Magier einen lauten, gellenden Schrei aus.

Abschließend folgten zischende Worte einer Sprache, die unmöglich für menschliche Lippen geschaffen sein konnte. Die magische Handlung endete mit einem lauten, befehlenden Ruf.

Kaum war dies geschehen, als wieder Bewegung in die Schwärze kam. Aber diesmal eine Bewegung, die einem übergeordneten Plan zu gehorchen schien. Die dunkle Wolke formierte sich, teilte sich in sechs klumpige Gebilde. Doch dabei blieb es nicht. Blitzschnell bildeten sich Konturen. Gleichzeitig verdichtete sich das Phänomen, menschliche Gestalten wurden sichtbar. Zuerst noch ätherisch wirkend, aber sich rasch verfestigend.

Ein dumpfer Knall ertönte, als die materialisierenden Körper die Luft verdrängten. Es war geschehen! Die Mönche des schwarzen Kreises hatten sich zusammengefunden, gerufen von ihrem Oberherrn. Sie waren uralt, existierten schon seit einer Zeit, als die Menschen noch in Höhlen hausten. Die letzten einer Rasse, die auf einer seit Äonen vernichteten Welt gelebt hatten. Nur ihre obersten Priester hatten es mit ihren überragenden magischen Fähigkeiten verstanden, die Koordinaten einer geeigneten Welt zu finden und sie mittels Teleportation zu erreichen.

Als sie auf der Erde materialisierten, fanden sie eine Welt, die wie geschaffen für sie war. Eine Welt mit Geschöpfen, die eines fernen Tages so werden mußten wie sie. Und das war ihre Aufgabe! Sie erforderte viel Zeit – lange Jahrtausende. Doch das störte sie nicht, denn sie hatten den Tod überwunden!

Und sie nutzten die Zeit. Die dunklen, dämonischen Strömungen, die sie aussandten, sorgten dafür, daß der Dämonisierungsprozeß zwar langsam und unmerklich, doch unerbittlich voranschritt. Dabei unterließen sie nichts, alles das auszuschalten, was in der Lage gewesen wäre, ihre finsteren Pläne zu stören. Mit ihren hochsensiblen geistigen Fühlern woben sie ein Netz über die Erde, das sie alles erkennen ließ und in dem sich jede feindliche Aktivität verfangen mußte.

Heute war das eingetreten, was seit vielen Jahrhunderten nicht mehr passiert war: Ngog ßlan Orl befahl seine Brüder zu sich, benötigte ihre Hilfe. Nur ein sehr bedeutsamer Störungsfaktor konnte ihn zu dieser ungewöhnlichen Maßnahme veranlaßt haben.

Die Mönche hatten eine geistige Stufe erreicht, die sie dazu befähigte, sich auf telepathischem Wege unterhalten zu können. Das war bequemer und nahm vor allen Dingen nur einen Bruchteil der Zeit in Anspruch, die für das körperliche Hören aufgewendet werden mußte. Jeder von ihnen »dachte« und wurde sofort von den anderen verstanden. Selbstverständlich wäre eine solche »Unterhaltung« auch dann möglich gewesen, wenn sie über Kontinente hinweg voneinander

getrennt gewesen wären. Daß Ngog ßlan Orl sie trotzdem herbestellt hatte, war einem anderen Grund zuzuschreiben. Der von ihm geplante Angriff war nur gemeinschaftlich, als geschlossene körperliche Gruppe, möglich.

Der Oberherr machte nicht viele Worte, keine langatmigen Begrüßungen und Äußerungen der Freude über das Wiedersehen. Solche Gefühle waren diesen Geschöpfen fremd. Sie dachten nur in logischen Kategorien – und handelten entsprechend.

»Ein neuer, magischer Pol hat sich gebildet«, sagte Ngog. »Er wird von Tag zu Tag mächtiger. Wenn wir nichts unternehmen, dann kann er uns eines Tages gefährlich werden.«

»Uns gefährlich werden?« Ortan stellte diese Frage. In seiner Stimme schwang Unglaube und Arroganz.

In Ngogs Augen glühte es grell auf. Ortan wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Der Oberherr war mächtiger als jeder einzelne von ihnen. Nur gemeinsam waren sie in der Lage ihm erfolgreich Widerstand zu leisten.

»Ich werde euch die Geschichte erzählen«, grollte Ngog. »Die Geschichte einer Hexe, die zur Weißen Magie zurückfand und starb. Und die Geschichte ihrer Tochter, deren magisches Potential sich immer stärker entfaltet. Die magische Potenz der Mutter war dagegen ein Ameisenhügel, verglichen mit einem Gebirge. Schon jetzt sind die magischen Kräfte der Tochter derart ungeheuer, daß mir allein die Beseitigung dieses störenden Faktors nicht mehr möglich ist. Deshalb habe ich euch gerufen…«

Ngogs Bericht war überzeugend. Die Mönche des schwarzen Kreises erkannten die Gefahr und beschlossen, sofort zu handeln.

Sie setzten sich auf einen kreisförmigen Teppich, die Füße zur Lotusstellung verschränkend. Schon wenige Augenblicke der Konzentration genügten, um ihre paranormalen Kräfte zu einem psychischen Energieblock zu vereinigen. Ungeheuer war die Kraft, die sie in diesen Block einfließen ließen. Lange Minuten saßen sie da, unbeweglich, wie steinerne Statuen. Nur an ihren schweißbedeckten Gesichtern konnte man die gewaltige Anstrengung zur Mobilisierung des letzten Quentchens mentaler Energie erkennen.

Mit einer Bewegung, der etwas Automatisches anhaftete, griff Ngog in das Innere eines kleinen Gefäßes und entnahm ihm einen lehmfarbenen Erdklumpen. Es sah seltsam aus, als seine Finger damit begannen, aus dem Lehm eine Figur zu formen. Die Prozedur ging blitzschnell vor sich – ohne daß Ngog dabei seine Augen öffnete.

Schließlich war die Formgebung beendet. Ngog – immer noch in Trance – stand auf und stellte die handlange Figur in die Mitte des durch die Mönche umschriebenen Kreises. Es war unfaßbar, vom Verstand her nicht zu begreifen, das Gesicht der – weiblichen – Figur

besaß unverkennbare Individualität.

Und dann legte sich das psychische Kraftfeld über die Nachbildung eines lebendigen Menschen. Kaum war das geschehen, als sich die Münder der Mönche öffneten, und ein Strom dunkler magischer Formeln über ihre Lippen floß. Diese Formeln mußten gesprochen, durften nicht nur gedacht werden, wenn sie ihre Wirkung entfalten sollten.

Kaum war der unheilvolle, schwarzmagische Zauber beendet, als etwas Unfaßliches geschah. Etwas, das selbst ein noch so gut funktionierender Verstand nicht hätte erklären können, – denn es stand dem logischen Denken so fern wie ein Fixstern am schwarzen Nachthimmel.

In das erdige Gesicht kam Leben. Es verzog sich zu einer Grimasse unerträglichen Schmerzes. Die Figur begann zu zittern, machte den Eindruck, als würde sie im nächsten Augenblick ihr Gleichgewicht verlieren und zu Boden stürzen. Aber dann fing sie sich wieder.

Auch das Gesicht glättete sich.

Und dann – so jäh wie ein Blitz aus heiterem Himmel – kam die Gegenwehr. Lange rote Striemen schnitten plötzlich durch das Feld purer geistiger Energie. Was es auch immer sein mochte – es besaß die Wirkung einer Peitsche. Das Energiefeld war optisch nicht auszumachen. Dafür aber das mehr und mehr zunehmende Netz der roten Linien. Wie ein riesiges, rotes Spinnennetz sah es aus.

Ngog ßlan Orl war über diese machtvolle, zum Angriff übergehende Gegenwehr nicht verwundert. Seine geistigen Tastorgane hatten schon seit längerer Zeit die wahrhaft titanische psychische Kraft dieses Gegners ermittelt. Ngog fühlte sogar Genugtuung. Jetzt durften Ortans Zweifel wohl endgültig beseitigt sein.

Die sechs anderen Mitglieder des schwarzen Kreises waren im ersten Augenblick fassungslos. Nie hatten sie einen solchen Widerstand erlebt. Nie eine Kraft, die zu derartigem fähig war. Doch dieses Erstaunen dauerte nicht lange. Auch nicht die Tatsache, daß sie sich in die Defensive zurückgedrängt sahen. Sie konnten mehr, unendlich mehr als das, was sie bisher gezeigt hatten.

Und dann öffneten sie alle Schleusen ihrer dämonischen Geistigkeit. Öffneten sie so weit, daß die aus ihnen strömendem Energien sich von einem Augenblick zum anderen vertausendfachten. Noch nie hatte ihnen ein Gegner widerstehen können. Auch dieser würde schließlich fallen!

***

Damona King stand auf der Dachterrasse des einhundert Stockwerke messenden, nagelneuen Cosmopolitain Hotels in Acapulco. Sie war heute besonders früh aufgestanden, um den Morgen zu genießen. Der

Anblick von hier oben war wirklich einzigartig. Der wie ein riesiger roter Rubin aussehende Sonnenball hatte gerade den Horizont durchbrochen. Der Stille Ozean lag ruhig da, wie ein ungeheuerer Spiegel. Seine Farbe war von jenem Blau, das nur eine makellose Himmelskuppel dem Meer schenken kann.

Damona atmete tief ein. Selbst hier oben glaubte sie noch den köstlichen Duft der Hibiskusblüten zu spüren. Jenen zarten Duft, der durch keine Chemie zu ersetzen ist.

Obwohl es nicht kühl war, fröstelte es die junge Frau. Sie hüllte sich fester in ihr kimonoartiges Morgengewand und ging wieder zurück in ihr Appartement. Allmählich wurde es Zeit für sie, sich zurechtzumachen. In weniger als zwei Stunden hatte sie eine entscheidende Aussprache mit Romano Tozzi und Mike Hunter, ihrem Generalbevollmächtigten. Es ging um ein sensationelles Geschäft.

Damona setzte sich auf den bequemen Drehstuhl vor dem luxuriösen Frisiertisch. Sie schaute in den Spiegel. Was sie sah, gefiel ihr.

Und warum auch nicht? Trotz der gewaltigen Potenz ihrer parapsychischen Fähigkeiten war sie eine echte Frau. Eine Frau, die sich nach echter, hingebungsvoller Liebe sehnte.

Das Bild, das sich im Spiegel zeigte, war derart, daß die Herzen der meisten Männer vor Begeisterung einen Trommelwirbel nach dem anderen geschlagen hätten. Ihre langen, bis auf die Schultern fallenden Haare besaßen jene seltene, schimmernde Schwärze, die auch an einem Nachthimmel zu beobachten ist, in dessen Samt das blitzende Geschmeide der Sterne funkelt.

Der Schnitt des Gesichts war von vollendetem Ebenmaß. Aber das allein war es nicht, was seinen unwiderstehlichen Reiz ausmachte.

Es war die Beseeltheit der dunklen Augen, in denen sich gleichzeitig die Majestät ihres Geistes spiegelte. Die hohen geschwungenen Bögen der Brauen schienen zu fernen Horizonten zu führen, und die sanften roten Lippen verrieten die Unschuld, die darauf wartet geweckt zu werden.

Eine eigenartige Stimmung überfiel Damona, als sie sich im Spiegel betrachtete. Wo führte ihr Weg hin, wenn das stürmische Wachsen ihrer parapsychischen Fähigkeiten sich weiter fortsetzte? Wo lagen eigentlich ihre Grenzen? Und was war, wenn diese Grenzen sich in weiter, nebelhafter Ferne verbargen? Welche Gebiete würden sich ihrem Geist noch erschließen? Konnte es sein, daß ihre geheimnisvollen Fähigkeiten aus ihr mehr und mehr ein halbgottähnliches Wesen machten. Damona schauderte zusammen, als sie der Odem dieser Vorstellung anhauchte. Nein, das wollte sie nicht! Sie war ein bluterfülltes Wesen – wie andere Menschen auch – wollte mit ihnen lachen und meinetwegen auch einmal leiden. Aber eines wollte sie – in ihrem jetzigen Zustand – nicht: ein Außenseiterdasein

führen.

In diese elegisch-philosophischen Gedanken hinein brach der mentale Angriff des schwarzen Kreises wie eine mächtige Sturmboe.

Plötzlich wurde der Spiegel schwarz. Damona sah sich selbst nicht mehr. Doch diese jäh entstandene Schwärze war nicht von langer Dauer. Wie eine Wolke strich es über die geschliffene Oberfläche.

Die Schwärze verschwand, machte einem düsteren Rot Platz. Und dann, wie ein blitzschneller Szenenwechsel, zeigten sich sieben Häupter darin.

Damona erzitterte bei diesem Anblick. Ihr hochgradig entwickeltes, intuitives Gespür sagte ihr unmißverständlich, daß diese Wesen nicht menschlich sein konnten. Gewiß, ihre Gesichter waren menschlich. Auch die Proportionen darin stimmten. Und doch – etwas war da, was diesem »menschlichen Aussehen« widersprach. Es war der Ausdruck! Kein menschliches Gesicht konnte eine solche Kälte ausstrahlen und solch eine Aura der Grausamkeit und der Bösartigkeit verbreiten. Und selbst wenn es sich um einen eiskalten Massenmörder gehandelt hätte: Auch in diesem Menschen glühte irgendwo in der Tiefe seiner Seele noch ein menschlicher Funke. Menschen ohne diesen »Funken« waren einfach nicht denkbar!

Blitzschnell gewann Damona diese Erkenntnis. Sie wußte, daß sie ihr trauen konnte. Sofort, ebenfalls blitzartig, nahmen die besonders entwickelten, paranormalen Teile ihres Zerebralsystems die Arbeit auf. Eine Art »Sonderprogramm« wurde abgefahren, das die Ganglienzellblöcke der grauen Großhirnrinde zu erhöhter Arbeit zwang.

Und dann stand der psychische Schutzschirm. Die Energie, die in ihn hineinfloß und ihn dadurch hervorbrachte, war keine Energie des vierdimensionalen Raum-Zeit-Kontinuums. Sie war überhaupt keinem Kontinuum zugehörig, denn sie war dimensionslos.

Doch Damona ahnte nichts von den – gleichfalls – psychischen Kräften der Mönche des schwarzen Kreises. Noch nicht, aber sie sollte sie schon in den nächsten Sekunden kennenlernen! Es war der Augenblick, als Ngog ßlan Orl die Lehmfigur fertiggestellt hatte.

Die sieben Augenpaare in dem Spiegel glühten grell auf. Eine Drohung lag in ihnen, die den Tod verhieß. Dann, von einem Moment zum anderen, »erlosch« der Spiegel. Die sieben Häupter verschwanden ebenso wie das rote Glühen, das sie umgab.

Damona wollte gerade erleichtert aufatmen. Die Gefahr schien vorbei zu sein. Anscheinend hatten diese Wesen eingesehen, daß sie den Schutzschirm nicht durchbrechen konnten.

Aber die junge Frau sollte sich getäuscht haben. Kaum hatte sie diesen Gedanken zu Ende gedacht, als sie von einer mächtigen Woge mentaler Energie gepackt wurde. Der Ansturm war derart betäubend,

daß sie alle Kraft aufbieten müßte, um ihr Bewußtsein nicht zu verlieren. Voller Schrecken mußte Damona erkennen, daß ihr psychischer Energieschirm zusammengebrochen war, zertrümmert von dem wilden Ansturm dämonischer Kräfte.

Einen langen Augenblick war es ihr, als ob sie in einen mächtigen Strudel geraten sei, der sie tiefer, immer tiefer hinabzog, bis hin zu der Stelle, von der es keine Rückkehr mehr gibt.

Doch soweit sollte es nicht kommen. Der magische Stein auf ihrer Brust, Vermächtnis ihrer Mutter, glühte plötzlich in einem hellen Licht auf. Das Licht verstärkte sich, wurde mehr und mehr zu einem leuchtenden Blau. Und dann trat das blaue Leuchten aus dem Stein heraus, wurde zu einer immer größer werdenden Kugel, die schließlich wie eine strahlende Aureole Damonas Körper umgab.

Noch nie hatte der rätselhafte Stein eine derartige magische Aktivität entfaltet, denn noch nie war Damona von einer solchen Gefahr bedroht worden.

Kaum umgab sie der schützende Mantel des blauen Lichts, als Damonas Bewußtsein wieder aus dem schrecklichen geistigen Mahlstrom auf tauchte, förmlich nach oben gerissen wurde. Sie keuchte auf und rang nach Luft.

Damona kannte nicht die Wirkung und die Belastbarkeit der geheimnisvollen blauen Leuchterscheinung, in die ihr gesamter Körper wie in einem feinen Gespinst eingehüllt war. Aber das war ihr in diesem Augenblick egal. Hauptsache, die magische Kraft des Steins war in der Lage, sie zu schützen.

Doch sie hatte nicht die Absicht, in der Defensive zu verharren. Ihr Bewußtsein war wieder frei, hatte sich endgültig dem dämonischen Zugriff entzogen und erwachte zu neuer Tätigkeit.

Wo es seine psychische Energie herholte? Auch Damona wußte es nicht. Sie wußte nur, daß sie diese Kraft aus Bereichen abzog, die nicht zu diesem Kontinuum gehören konnten.

Und genau das tat sie jetzt. Während dieses unfaßlichen Vorgangs war ihr Körper wie bewußtlos. Ihr hochsensiblen geistigen Tastorgane eilten – zeitlos wie ein Gedanke – ihrem Ziel entgegen; sie verließen das Einstein-Universum und schwangen sich auf eine höhere Dimensionsebene. Und dort, in gewaltigen psychischen Kraftfeldern, fanden sie, was sie suchten: Energie im Überfluß.

Die Antennen der Tastorgane nahmen soviel von dieser übergeordneten Kraft auf bis ihre Kapazitätsgrenze erreicht war. Dann schnellten die geistigen Fühler zurück. Als sie den zugehörigen Körper erreichten, begann eine neue »Arbeitsphase«. Die Energien mußten geordnet und gebündelt werden, wenn sie ihre volle Kraft entfalten sollten. Dies war die Aufgabe besonders entwickelter Gehirnteile. Sie, die bei normalen Menschen brach liegen, vergleichbar einer

Landschaft, die keine Frucht trägt, waren bei Damona zur höchsten Blüte entwickelt.

Innerhalb weniger Sekundenbruchteile war die Arbeit getan. Das war der Augenblick, als Damona zurückschlug – ihre gewaltige, neugewonnene Kraft als geistige Peitsche benutzend. Und Damona spürte, daß sie Wirkung erzielte, daß sie ihren Gegner mehr und mehr zurückdrängte.

Doch dann, in diesem Augenblick höchster Siegeszuversicht, kam der Rückschlag. Diesmal war es nicht nur eine Woge, die auf sie zurollte, um sie zu verschlingen – diesmal war es viel mehr.

Die jäh auf Damona zuschießenden dämonischen Energien waren so stark, daß sich das Licht in dem Raum verdunkelte.

Selbst die Materie schien sich unter dem Ansturm der dunklen Kräfte zu ducken. Irgendwie verschwammen die Konturen der Möbel und des Raumes, um dann wieder hervorzutreten – aber auf unnatürliche Weise schief und verzerrt.

Doch noch eine andere Wirkung war zu beobachten. In dem blauen Leuchten, das Damona kugelförmig umgab, begann es plötzlich wild zu wogen. Ein schwarzer Punkt zeigte sich in ihm. Wie ein Messer fuhr er durch das blaue Licht, es buchstäblich in viele dünne Streifen schneidend. Und je weiter dieser Prozeß voranschritt, um so ruhiger wurde es in dem Leuchten – und um so mehr verlor es seine Kraft und verblaßte. Schließlich verlöschte es ganz.

Damona reagierte sofort. Sie legte einen neuen Schutzschirm um sich. Diesmal gespeist von der Energie, mit der sie eben noch angegriffen hatte. Gleichzeitig war sie fieberhaft damit beschäftigt, sich neue Energien zu verschaffen. Ihre unfaßlichen geistigen Organe nahmen wieder den Kontakt mit jenem übergeordneten Raum auf, dem sie ihre Kraft verdankte.

Auch »normale« Menschen nutzen oft – wenn auch unbewußt – die geistige Energie dieser Dimension. Es sind die Augenblicke seltener Erleuchtungen und Intuitionen, die hauptsächlich Künstler und Erfinder zu Werken inspirieren, die für die Menschheit Marksteincharakter besitzen.

Der ungeheuere Unterschied zu Damona bestand darin, daß sie beliebig viel Energie »abrufen« konnte, soviel wie die Organe ihres Geistes an Energie aufnehmen konnten. Und dann kam noch etwas hinzu: Damona war selbstverständlich in der Lage diese psychischen Kräfte zu modifizieren, sie umzuwandeln und, je nach Situation, gezielt einzusetzen.

Und genau das tat sie jetzt, im Augenblick höchster Gefahr. Sie packte das letzte Quentchen der in sie hineinfließenden Energie in ihren Schutzschirm, um das nach ihr greifende Verderben abzuwehren.

Damit war ihr natürlich jede Angriffsmöglichkeit genommen. Ihr schrecklicher Gegner hatte ihr endgültig die Defensive aufgezwungen.

Und die Mönche des schwarzen Kreises taten alles, um Damona endgültig in die Knie zu zwingen. Sie bedienten sich gigantischer Kräfte. Kräfte, die imstande waren, Gebirge zu spalten oder ganzen Völkerschaften ihren dämonischen Willen aufzuzwingen.

Doch auch sie kamen nicht weiter. Was sie auch versuchten, der Schutzschild um Damona hielt, wenn auch nur unter Aufbietung ihrer gesamten geistigen Energie. Sie konnte an nichts mehr denken als an die Abwehr. Die dazu notwendige Konzentration schaltete natürlich alle anderen Funktionen ihres Geistes mehr oder weniger ab, schwächte sie zumindest. Es kam zu einer Art Pattzustand, der die Mönche ein klein wenig begünstigte. Sie waren die Angreifer, mußten sich nicht wie Damona, allein auf die Verteidigung beschränken.

Das Gesicht der jungen Frau verkrampfte sich vor Anstrengung.

Verzweiflung wollte in ihr hochsteigen, denn sie fühlte, daß sie dieser Belastung nicht mehr lange gewachsen war. Aber was sollte sie tun? Wenn ihr nicht bald etwas einfiel, dann war sie unrettbar verloren.

Die Todesnot, die jede Faser ihres Körpers ergriff, beeinflußte jedoch nicht ihr parapsychisches Extrabewußtsein. Dieses Bewußtsein war sich sicher, daß es einen Ausweg geben mußte. Es galt »nur«, ihn rechtzeitig zu finden.

Doch die erlösende Eingebung wollte und wollte nicht kommen.

Und je mehr die Zeit voranschritt, um so mehr wuchs Damonas Verzweiflung. Nicht mehr lange, dann würde Panik daraus werden.

Und dann war es mit ihrem Konzentrationsvermögen endgültig aus.

Dann waren ihre Geistorgane außerstande die dringend benötigten Energien zur Stützung ihres Schutzschirms heranzuschaffen.

War es ihr bestimmt, diesem Gegner zu unterliegen? War alles das, was seit dem Tod ihrer Eltern an Fähigkeiten in ihr gewachsen und aufgeblüht war, vergebens gewesen, nur Produkt eines blinden Zufalls? Damona erbebte bei dieser bedrückenden Vorstellung. Sie stöhnte tief auf.

Doch dann kam die Reaktion auf diese zerstörerischen Gedanken.

Sie kam aus den Bereichen ihres Bewußtseins, die ihrem Verstand fremd waren und immer fremd bleiben würden. Es waren jene Bereiche, in denen auch ihr Parabewußtsein ruhte.

Diese Reaktion äußerte sich nicht in Gedanken, sondern in einem jähen, aufschäumenden Gefühl der Zuversicht. Und diese Zuversicht war es, die sie nach ihrer Mutter rufen ließ. Damona war zutiefst davon überzeugt, damit das Richtige zu tun. Das Geistwesen, das ihre Mutter jetzt war, würde ihr sicher helfen, den rettenden Ausweg zu finden.

Kaum war dieser Gedanke gedacht, als sich tief in ihr eine Stimme zu Wort meldete. Es war die Stimme Vanessas, ihrer Mutter, die Stimme der ehemaligen Hexe, die dem Satan abgeschworen und sich der Weißen Magie zugewendet hatte.

Obwohl es eine unkörperliche Stimme war, hörte Damona sie so, als ob ihre Mutter dicht neben ihr stünde. Doch in ihr schwang etwas Gehetztes, Ängstliches.

»Du hast nicht viel Zeit! Höre und handle sofort! Es ist ganz einfach. Du mußt dein Bewußtsein teilen! Und zwar so, daß jeder Teil unabhängig vom anderen ist. Dein Parabewußtsein muß selbständig, wie automatisch, arbeiten können und nicht mehr an deinen Willen gekoppelt bleiben. Dann wird es wie eine Art Generator funktionieren und dir die notwendige Energie liefern, ohne die du verloren bist.«

Damonas überlegener Geist erfaßte sofort die Idee, die dem Rat ihrer Mutter zugrunde lag. Sie war – wie alles Geniale – überraschend einfach. Wenn ihr die Teilung gelang, dann brauchte sie sich nicht mehr so ungeheuer zu konzentrieren. Und diese Anstrengung war es ja, die sie auf die Dauer physisch überfordern mußte. Dann übernahmen ihre parapsychischen Extrasinne diese Aufgabe.

»Wie kann ich diese Teilung herbeiführen?« fragte sie.

»Du brauchst dich nur scharf zu konzentrieren und den entsprechenden geistigen Befehl zu denken.«

»Aber dann bricht meine Abwehr zusammen! Ich spüre es. Schon der Kontakt mit dir schwächt meine Konzentration. Der Schutzschild wird dünner.«

»Ich weiß das«, kam es in hektischer Eile zurück. »Doch es müßte trotzdem reichen. Außerdem werde ich dich mit meiner Kraft zu stützen versuchen.«

Damona verstärkte ihre Willensanstrengungen, um den Schirm zu festigen. Erst als ihr das gelungen war, schaltete sie gedanklich um.

Und dann konzentrierte sie sich darauf, dem Rat ihrer Mutter zu folgen. Sie zwang sich dazu, nicht an die möglichen Folgen ihres Konzentrationswechsels zu denken. Diese Gedanken wären destruktiv gewesen und deshalb schädlich für ihr Vorhaben.

Und dann, als Damona die notwendige Tiefe der Versenkung in sich erreicht hatte, gab sie den geistigen Befehl.

Er wurde buchstäblich in letzter Sekunde gegeben. Vanessas Hilfe hatte nicht vermocht, den schnellen Zerfall des psychischen Schirms zu verhindern. Aber ihre Energien, die sie dem dämonischen Ansturm entgegenwarf, verlangsamten diesen Prozeß ein wenig. Und das war entscheidend. Ehe der Schild zerbrach, hatte Damona die Teilung durchgeführt. Kaum war das geschehen, als auch der Schutzschirm sich wieder stabilisierte.

Damona atmete tief und befreit auf. In ihr war eine überwältigende

Dankbarkeit. Ohne ihre Mutter wäre sie verloren gewesen.

»Was ist das für ein Gegner?« fragte sie.

»Es sind Dämonen«, wurde ihr sofort die Antwort zuteil. »Sie stammen nicht von der Erde. Ihr Planet wurde durch eine kosmische Katastrophe vernichtet. Doch einige dieser Wesen besaßen inzwischen Kenntnis von den tiefsten Geheimnissen der Schwarzen Magie. Dieses Wissen machte sie zu Halbgöttern. Es fiel ihnen nicht schwer, eine neue Welt zu finden, die ihren Vorstellungen entsprach: die Erde.«

Damona schauderte entsetzt zusammen. Gegen solche Wesen sollte sie kämpfen. Sie erinnerte sich an die elegischen Gedanken von vorhin, und sie erkannte, daß diese Gedanken zwar verständlich, aber unnütz gewesen waren. Ihr Fähigkeiten – waren sie übermenschlich? – hatte sie verliehen bekommen. Und damit mußte sich ein Zweck verbinden. Wieder erschauderte Damona. Auf einmal tat sich eine ungeheure Weite vor ihr auf, eine Weite, angefüllt mit jedwedem Leben. Und dann sah ihr geistiges Auge etwas unsagbar Finsteres darüber schweben – eine schwarze Wolke. Sie war zuerst klein, aber sie vergrößerte sich rasch, mit einer atemberaubenden Geschwindigkeit. Und dann sperrte sie endgültig das Licht ab, das bis zu diesem Zeitpunkt die Weite in ihre wärmenden Strahlen getaucht hatte. Es wurde immer dunkler. Doch damit gab sich das drohende Phänomen nicht zufrieden. Die Wolke senkte sich tiefer und tiefer, bedeckte schließlich die Weite wie eine schwarze Totendecke.

Und dann hörten Damonas geistige Ohren Schreie des Grauens und des Entsetzens. Aller Kummer und alles Leid einer ganzen Welt schwangen in diesen Schreien. Die Schwärze der Wolke vermischte sich mit blutfarbenem Dunst. Er stieg empor aus unzähligen Körpern gemordeter Kreaturen.

Damona schrie auf. Der Wachtraum hatte nur wenige Sekunden gedauert.

»Mein Gott, was war das?«

»Eine Kette gleichnishafter Bilder«, antwortete ihre Mutter. »Ich habe sie in dir erweckt. Sie haben dir besser als viele Worte gezeigt, was diese nichtmenschlichen, grausamen Bestien vorhaben.«

»Und ich – ich soll sie bekämpfen?«

»Ja – das sollst du! Nur, du allein bist in der Lage, mit dieser Gefahr – vielleicht – fertigzuwerden. Aber es wird ein sehr schwerer Kampf werden, dein schwerster bisher. Ich kann dir nicht viel an Hilfe bieten. Doch dieses wenige kann manchmal entscheidend sein.« Eine kurze Pause folgte. Dann meldete sich noch einmal die Stimme. Sehr zart und sehr liebevoll. »Viel Glück, mein Kind!«

In Damona wollte ein Gefühl der Trauer hochsteigen, als sich die geistige Potenz ihrer Mutter von ihr löste. Aber die junge Frau überwand diese Regung schnell. Schließlich war es keine Trennung für

immer.

Als sie sich ankleidete, spürte sie, daß sich die unsichtbare verderbliche Wellenfront zurückgezogen hatte. Im selben Augenblick meldete sich ihr Parabewußtsein und bestätigte diese mehr intuitive Erkenntnis. Der Gegner hatte scheinbar – nein sicher – erkannt, daß er ihre Verteidigung nicht – noch nicht? – durchbrechen konnte.

Aber Damona hütete sich, diese Tatsache zu hoch zu bewerten. Im Augenblick herrschte eine Art Waffenstillstand. Doch dieser konnte jeden Augenblick zu Ende gehen. Ihr Visier hatte also geschlossen zu bleiben.

Sie schaute auf die Uhr und erschrak. Es war Punkt zehn. Die beiden Männer warteten sicher schon in dem kleinen Konferenzraum auf sie. Sie mußte sich also sputen, um ihre Verspätung in erträglichen Grenzen zu halten.

***

Romano Tozzi machte eine kurze Pause. Als er weitersprach, klang seine Stimme bedeutungsschwer.

»Die Möglichkeiten, die sich aus diesem Geschäft eröffnen, sind so ungeheuer, daß auch ich sie kaum fassen kann.« In seinen dunklen Augen lag Begeisterung, als er fortfuhr: »Bedenken Sie nur: Erdöl ist heute das Geschäft! Und wir brauchen nur zuzugreifen. Die Mexe bieten uns die Beteiligung quasi auf dem Präsentierteller an.«

Mike Hunter hatte während des Vortrages geschwiegen. Einmal deshalb, weil ihn das Thema stark interessierte und zum anderen, weil er Damona beobachtete. Sie kam ihm seit gestern stark verändert vor. Es war nicht ihr blasses Aussehen, das ihn irritierte – auch nicht der angespannte Zug um ihren Mund. Es war die »andere«

Ausstrahlung, die von Damona ausging. In ihr lag ein Ernst, den er, Mike, noch nie in einer solch massiven Stärke empfunden hatte.

Auch der Ausdruck der dunklen Augen hatte sich gewandelt.

Mike fröstelte es ein wenig. In ihnen lag etwas verborgen, was er sich nicht erklären konnte. War es nur Ernst, oder war es mehr, viel mehr? Blitzschnell kam ihm die Erinnerung an ein Bild, das er als Schüler in einem Museum gesehen hatte. Richtig, das Bildnis der Spanischen Königin Isabella, die gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts regiert und den langen Krieg gegen die Mauren siegreich beendet hatte! Seltsam, wie genau er sich noch erinnern konnte.

Auch damals war ihm ein Schauer über den Rücken gelaufen, als er in das majestätische Antlitz blickte. Auch die Monarchin hätte diese dunklen Augen gehabt. Augen, hinter denen man eine überragende Geistigkeit nicht nur vermutete, sondern klar erkannte.

Schon damals, als Junge, hatte er das empfunden. Noch unscharf, ohne Konturen. Der Eindruck des Bildes war so stark gewesen, daß er

ihn lange Jahre nicht vergessen konnte.

Und heute war es wie damals. Dieselbe, eher noch stärkere Ausstrahlung der gesamten Persönlichkeit und dieselben machtvollen Augen. Mike fühlte sich auf einmal ganz klein. Was war er gegen Damona? Ein stocknormaler Mann. Nichts weiter. Sicher, er liebte Damona, liebte sie so, wie er noch keine Frau in seinem Leben geliebt hatte. Aber war ihr das genug? Würde sie auf die Dauer das unbezweifelhafte geistige Manko, das er im Vergleich zu ihr aufwies, tolerieren können?

Mike schüttelte diese Gedanken gewaltsam von sich ab. Sie führten zu nichts, quälten eher, als daß sie Erleichterung brachten.

In diesem Augenblick warf ihm Damona einen Blick zu. Und dieser Blick war es, der Mike Hunter seine ganzen Sorgen im Nu vergessen ließ. In ihm lag eine derartige Zärtlichkeit verborgen, daß Mike sich innerlich wegen seines Kleinmuts verwünschte. Tor, der er war! Damona liebte ihn, wie eine ganz und gar normale Frau einen Mann nur lieben konnte. Ihre überragende Veranlagung spielte dabei überhaupt keine Rolle. Er, Mike, war für sie der notwendige Ausgleich, ohne den sie nicht sein konnte. Herrgott, was war er doch für ein Esel gewesen, diese Tatsache nicht schon eher zu erkennen!

Der Generalbevollmächtigte erwachte aus seinen Gedanken. Worte drangen an seine Ohren. Tozzi sprach noch immer. Eben setzte er zum Endspurt seiner meisterhaft vorgetragenen Ausführungen an.

»Die nächsten Tage sind von entscheidender, vielleicht sogar schicksalsträchtiger Bedeutung für den King Konzern.« Er wandte sich mit beschwörender Miene an Damona. »Glauben Sie mir! Eine solche Chance wie die Beteiligung an dem neuentdeckten riesigen Ölfeld im Golf bietet sich nicht noch einmal. Es ist ein Jahrhundertgeschäft.« Er deutete auf die Papiere, die vor Damona lagen. »Die Mexe warten nicht lange. Wenn der mexikanische Wirtschaftsminister Fernando Martinez nicht ein enger Freund ihres Vaters gewesen wäre nie hätte der King Konzern dieses Angebot erhalten.« Tozzi schwieg und sah seine junge Chefin auffordernd an. Er weilte schon seit Wochen hier. In seiner sprichwörtlichen Bescheidenheit hatte er verschwiegen, daß es hauptsächlich ihm zu verdanken war, wenn das Geschäft zustande kam.

Damona lächelte. Sie gehörte zwar nicht zu den Unternehmern, die sich stolz als alte Hasen bezeichneten. Nein, das war sie sicher nicht. Sie war noch jung in diesem Metier – und sehr froh darüber, in ihm tätig sein zu können. Das brachte nicht nur Abwechslung, sondern schulte auch ihren Geist. Und diese beiden Komponenten waren für sie sehr notwendig. Das Geld reizte sie nicht – höchst ungewöhnlich für den Beruf eines Unternehmers. Ihr Bewußtsein war über diese »Wegmarke« schon längst hinweg. Sie reizte viel mehr der Umgang

mit den Menschen – mit möglichst vielen Menschen!

Wie bereits erwähnt, Damona lächelte, denn sie kannte Romano Tozzi gut genug, um sich das zusammenzureimen, was er ihr schamhaft verschwieg. Und was das vorgeschlagene Geschäft, die Beteiligung an der Ausbeutung des Ölfeldes anbetraf – nun, Damona hatte sich das Referat genau angehört. Sie fand nichts, was besondere Fragen aufwarf. Es konnte kaum einen Zweifel geben, Tozzi hatte recht: Der King Konzern stand vor einem neuen Boom.

»Also gut, mich haben Sie überzeugt«, antwortete sie. Dann verzog sich ihr Mund zu einem schalkhaften Lächeln. »Und was sagt der Generalbevollmächtigte dazu?«

Mike Hunter lachte schallend auf. Es war ein befreites Lachen. Ein Lachen, das keine seelischen Nöte kennt. Wie ein großer Junge sah er aus.

»Auch der Generalbevollmächtigte ist einverstanden«, sagte er mit gewollt ernster Stimme. Er zwirbelte seinen nicht vorhandenen Schnurrbart. »Herrlich, dann können wir doch noch einige Tage in Acapulco verbringen.«

»Das müssen Sie sogar.« Auch Tozzi lachte, von der Freude des jungen Mannes sichtlich angesteckt. »Ohne Ihre beiden Unterschriften geht es nicht. Und bis es soweit ist, werden noch einige Tage vergehen. Sie wissen es ja selbst, in diesen Breiten läßt man sich viel Zeit.«

***

Der Mißerfolg hatte die Mönche des schwarzen Kreises nicht entmutigt oder von ihrem Vorhaben – der Vernichtung des weißmagischen Pols – abgebracht. Da die Bahnen ihrer Gedanken einer strengen Logik gehorchten, konnten sie das gar nicht. Der Kampf war unentschieden ausgegangen – mit leichten Vorteilen für sie. Jetzt waren ihre nichtmenschlichen Gehirne damit beschäftigt, eine neue Strategie zu entwickeln. Sie sollte so beschaffen sein, daß sich das Opfer wie in einem stählernen Netz darin fangen mußte.

Und sie waren von allerhöchster Intelligenz – dazu mit einer Erfahrung versehen, die Äonen umschloß. Keine Frage, früher oder später mußte sich der Erfolg einstellen. Er war so sicher wie das Ergebnis einer mathematischen Gleichung.

Jeder der Mönche machte sich über die Art des Vorgehens gesonderte Gedanken. Diese wurden dann in einer Art Abschlußsitzung miteinander verglichen, ausgetauscht und zu einem einheitlichen Plan geformt.

Ngog ßlan Orl saß im Augenblick in seiner Zelle. Das einzige »Möbelstück« war die dünne Matte aus geflochtenen Pflanzenfasern, auf der er kniete. In seinen Händen hielt er eine kinderkopfgroße

Kristallkugel. Sie war von reinstem Schliff und wies nicht die geringste Unreinheit auf.

Ngog murmelte Worte einer Sprache, die nicht irdischer Natur sein konnte. Uraltes magisches Wissen war in ihnen verborgen. Je mehr Worte seinen Lippen entschlüpften, um so stärker reagierte die Kristallkugel. Ihre Durchsichtigkeit verschwand wie weggeweht.

Eine Wolke schien sich darüber zu legen. Doch dabei blieb es nicht.

Die Trübung nahm schnell zu, so lange, bis die Kugel mit jener Schwärze angefüllt schien, die in dunkler, sternenloser Nacht herrscht.

Lange Minuten blieb dieser Zustand stabil. Nichts geschah. Auch die magischen Formeln, die sich immer noch von seinen Lippen lösten, änderten nichts an *dem* statischen Aussehen.

Doch dann fiel das letzte Wort. Kaum hörbar und doch von ungeheuerer Gewalt. In die Schwärze im Inneren der Kristallkugel geriet Bewegung. Sie floß ab. Es war nicht zu erkennen, wohin sie floß, aber sie strömte wie dunkle Tinte ins Nichts. Nur ein schmaler Rand blieb. Doch dieser Rand war so beschaffen, daß er den Blick in das Zentrum der Kugel nicht verwehrte.

Ngog beugte sich gespannt vor. Der Augenblick war gekommen!

Der Anblick hatte Ähnlichkeit mit einem Film. Nicht in der Anfangsphase, als die Bilder noch unscharf waren, sich nur langsam Konturen herausbildeten. Doch dieser Prozeß war in wenigen Sekunden abgeschlossen. Dann waren Bilder von einer Klarheit und Brillanz zu sehen, wie sie besser und schärfer auch nicht die beste Kamera liefern konnte.

Noch etwas kam hinzu. Die Personen, die der Kristall zeigte, waren nicht nur zu sehen, sondern auch zu hören. Das Bild zeigte sich in dem Augenblick, als Romano Tozzi dabei war, das mexikanische Angebot einer Beteiligung des King Konzerns zu erläutern.

In Ngogs Augen trat ein kalter Glanz. Er verstärkte sich, je weiter der Vortrag voranschritt. Als Tozzi sein Referat beendet hatte, zeichneten sich im Gehirn des Mönches bereits die ersten Konturen eines teuflischen Planes ab.

Auch die anderen Mönche hatten inzwischen die Phase des Nachdenkens überwunden und waren zu konkreten Vorschlägen gelangt. Sie wurden am folgenden Tag besprochen. Ergebnis: Nur Ngogs Plan blieb in allen Einzelheiten bestehen.

Jetzt lief die Phase der Vorbereitung an. Alles mußte bedacht, nichts, aber rein gar nichts durfte dem Zufall überlassen werden.

Die kalte, nichtmenschliche Logik der Mönche bewältigte diese Aufgabe spielend. Die Zeit, die dafür aufgewendet werden mußte, war gering, nahm nur wenige Stunden in Anspruch. Diese Wesen machten keine Fehler. Wenn sie etwas planten, dann war es genauso wie das Zusammensetzen einer Maschine aus bereits vorgefertigten Teilen.

Jedes Teil paßte. Doch trotzdem wäre es ihnen nie in so kurzer Zeit gelungen, wenn nicht eine besondere Eigenschaft ihres satanisch-dämonischen Geistes entscheidende Hilfe geleistet hätte: die Beeinflussung und Gestaltung der Materie durch ihren Willen!

Es war ihr Wille, der vor einem unendlich langen Zeitraum diesen riesigen Bergkegel innen ausgebrannt hatte. Hier, inmitten der hochaufragenden, bis in den Himmel reichenden Gipfel des Himalayagebirges, hatten sie ihre Wohnstatt. Nur in dieser Landschaft fanden die Mönche eine gewisse Verwandtschaft mit ihrem zerstörten Heimatplaneten.

Als sie den Bergkegel sahen, stand ihr Entschluß fest, sich hier niederzulassen. Es zu tun, war sehr einfach für sie. Mit ihrem Geist beherrschten sie die Materie nach Belieben, konnten sie nach Plan modellieren und verändern. Eine Kleinigkeit für sie, sich auch auf diesem Wege das zu beschaffen, was ihr Metabolismus zum Leben benötigte.

Es war Nacht, als alle Vorbereitungen abgeschlossen waren.

Die bizarre, unendlich einsame Landschaft war in das silbrige, diffuse Licht des vollen Mondes getaucht. Es herrschte jene total zu nennende Stille, in der sensible Naturen am ehesten den Atem der Schöpfung spüren.

Ngog stand auf dem Gipfel des gezackten Berges, dessen ausgehöhlte Spitze dem dämonischen Mönchsorden als satanisches »Kloster« diente. Der Oberherr liebte es, hier oben zu stehen. Nicht, weil dann tiefe und erhabene Gedanken von ihm Besitz ergriffen. Das war weiß Gott nicht der Fall. Genau das Gegenteil davon war richtig. Hier oben – weit über den Wolken – trat er in Kontakt mit jenen – auch dämonischen – Geistigkeiten, die im Kosmos ihr Zuhause haben. Sie bildeten gewissermaßen das Kraftreservoir, aus dem die Mönche beliebig schöpfen konnten. Der Kosmos war unendlich – und unendlich war auch die Anzahl der in ihm lebenden dämonischen Kreaturen.

Sie besaßen keinen materiellen Körper mehr. Diese Evolutionsstufe hatten sie schon weit hinter sich gelassen. Sie waren nur noch Geist, dämonischer Geist.

Ngog und seine sechs Mönche waren so etwas wie die kleineren, noch unterentwickelten Brüder für diese Geistwesen. Brüder, denen man selbstverständlich half. Nicht aus einer Art Nächstenliebe. Dämonen kennen solche Gefühle wie Liebe und Mitleid nicht. Nein, nur aus der Tatsache heraus, daß ein ehernes, dämonisches Gesetz sie dazu zwang.

Ngog sah in den Nachthimmel, an dem die Sternkonfigurationen wie sehr kostbare Geschmeide hingen. Überall im Universum waren verwandte Kräfte tätig. Und alle diese Kräfte kannten nur ein Ziel: die

Dämonisierung aller bewohnten Welten. Bald war auch die Erde soweit. Was waren schon einige hundert oder tausend Jahre für die Mönche? Nichts! Sie dachten in Zeiträumen, die ein kurzes Menschenleben himmelweit überschreiten. Bald, in wenigen Tagen, war auch die neue, unverhoffte Aufgabe gelöst: die Zerschlagung und Vernichtung des weißmagischen Pols. Er war stark, sehr stark sogar.

Aber es war sein Schicksal, zu früh entdeckt worden zu sein. Nun seine Stärke würde ihm wenig helfen. Ngog hatte die verwundbare Stelle entdeckt. Alles Weitere war einfach, fast nur Routine.

***

Sie tranken am Abend noch eine Flasche Dom Perignon. Der edle französische Champagner erzeugte eine leichte, schwebende Stimmung. Damona vergaß das finstere, bedrückende Erlebnis des frühen Morgens und gab sich freudig diesem heiteren Augenblick hin.

Sie waren die einzigen Gäste in der kleinen, intimen Bar, die im hundersten Stockwerk des »Cosmopolitain« untergebracht war.

Die breiten Fenster reichten von der Decke bis zum Boden. Wenn man dicht vor ihnen stand und den Blick nach unten richtete, auf den flutenden Verkehr, dann konnte einem leicht schwindlig werden.

Heute war eine jener Nächte, für die die Tropen berühmt sind: klar und voll einer unwahrscheinlichen Sternenpracht. Das Kreuz des Südens blitzte von einem Himmel, der aussah wie schwarzer Samt – das Licht des vollen Mondes ließ das ruhig daliegende Meer aussehen wie ein blitzender, silberner Spiegel.

Mike Hunters Augen suchten den Blick von Damona. Doch die junge Frau blickte versonnen in die vor ihr liegende Weite. Ihr Gesicht sah gelöst aus, nicht mehr so angespannt wie heute morgen.

Sie hatte ihren Sessel so gedreht, daß sie das nächtliche Panorama bequem genießen konnte.

Die drei Menschen schwiegen, eingefangen von der Atmosphäre einer verzaubernden Stimmung. Der Barkeeper gab sich Mühe, diese Ruhe nicht zu stören. Er bewegte sich auf Zehenspitzen und ging mit dem Geschirr so vorsichtig um, daß nicht das leiseste Klappern hörbar wurde.

Diese Stimmungen sind kostbar, weil sehr selten. Sie erzeugen einen Zustand der Harmonie, die der Psyche unendliches Behagen bringt.

Auch Mike träumte vor sich hin. Und wie immer waren es Träume, in denen Damona die Hauptrolle spielte. Seine Blicke glitten zärtlich über den entspannt daliegenden Körper der jungen Frau.

Unbegreiflich, daß sie ihn liebte, sie, die jeden Mann hätte haben können.

Er lehnte sich in den tiefen Sessel zurück. Müdigkeit ergriff Besitz von ihm und begann ihn einzulullen. Unwillkürlich blickte er auf die

Seite.

Es gibt Trugbilder der Fantasie und solche, die, wie eine Fata Morgana, natürlichen Ursprungs sind. Beiden aber ist gemein, daß sie den Sinnen etwas vorspiegeln, was nicht existiert. Doch der menschliche Verstand ist nicht in der Lage, diesen Tatbestand sofort zu erkennen. Und dann gibt es eine dritte Art von »Bildern«: Spukgestalten als eine Art geistiges Echo eines längst verwesten Körpers. Kein Gelehrten wissen vermag diese Erscheinungen wissenschaftlich einzuordnen. Immer aber wird der Betroffene von einem Schauder gepackt, jenem Schauder, der fast immer bei der Schau übersinnlicher Dinge einzutreten pflegt.

Gerade dieses finstere Gefühl ergriff auch Mike, als er das ätherische Wesen erblickte, das sich jäh in der Ecke zwischen den beiden großen Fensterfronten bildete. Der »Leib« war nur eine Art Nebel, mit verschwimmenden Konturen. Nur das Haupt der gespenstischen Wesenheit war vollständig ausgebildet. Jede Einzelheit war darin zu erkennen. Mike zeigte sich ein Antlitz, wie er noch nie eines geschaut. Ein Antlitz, das reinste, pure Dämonie ausstrahlte. Die Augen darin glichen dunklen, verderblichen Tiefen. Sie strömten eine Aura von Macht und Gewalt aus, die Mikes Seele erzittern ließ.

Wie ein finsterer Strom ergoß sich die dämonische Energie in seinen Körper.

Hunter war kein Mann, der sich schnell ängstigte. Seinen Mut hatte er mehr als einmal unter Beweis gestellt. Außerdem hatte ihn das Zusammensein mit Damona in gewisser Beziehung abgehärtet und seine parapsychischen Kenntnisse vertieft. Sicher, er selbst war nicht in der Lage, irgendwelche okkulte Phänomene zu erzeugen, denn er besaß nicht das fast vollkommen zu nennende Parabewußtsein Damonas. Aber viele Dinge, die ihm früher unerklärlich gewesen wären, waren ihm nun begreiflich. Nun wußte er, daß es psychische Energien waren, die bestimmte, alle Naturgesetze auf den Kopf stellende Phänomene zu erzeugen imstande waren. Gedankenlesen, Telepathie, Telekinese sowie die Teleportation und das Hellsehen waren solche Phänomene. An ihnen zeigte sich, daß die Kraft der Psyche imstande ist, die Umgrenzungen des Raum-Zeit-Kontinuums zu sprengen.

Das alles wußte Mike Hunter – und doch fühlte er in diesem Augenblick eine Woge der Angst in sich hochsteigen. Wie gebannt blickte er auf die Projektion eines Körpers, der sich, real gesehen, nicht hier befand.

Mike wollte schreien – aber er konnte es nicht. Er wollte sich abwenden, aber auch das war ihm nicht möglich. Seine Glieder waren plötzlich schwer wie Blei. Dann, in einem letzten verzweifelten Aufbäumen, versuchte er, seine Augen von den dunklen Höhlen zu

lösen, in denen die Schwärze zu lodern schien. Doch auch das blieb ihm versagt. Und dann fühlte Mike, wie etwas unsäglich Fremdartiges nach seinem Gehirn griff. Eine glühende Schmerzwelle durchraste ihn bis zu den letzten Fibern seines Körpers. Ein Schmerz, wie er stärker nicht empfunden werden kann.

Doch Mike spürte ihn nicht lange. Sein Bewußtsein brach zusammen, wurde in das Dunkel des Nichts gewirbelt wie ein welkes Blatt, das der Sturmwind mit sich reißt. Ein lautes Ächzen entfuhr seinem Mund, sein Oberkörper verlor den Halt und pendelte auf die Seite. Mit einem lauten Poltern stürzte der Sessel um.

***

Die traumverlorene Stimmung in der kleinen Bar zerriß wie ein Vorhang, an dem eine brutale Hand zerrt.

Romano Tozzi und Damona schrien beide gleichzeitig auf. Und dann sprangen sie hoch und eilten zu der stillen Gestalt, die eigentümlich verkrümmt auf dem Boden lag.

Tozzi griff nach der Hand Hunters. Kaum hatte er sie berührt, da zuckten seine Finger zurück. »Sie ist eiskalt«, murmelte er erschrocken.

Da flammte das Deckenlicht auf. Der Barkeeper hatte es angeknipst. Der desillusionierende Schein der Neonröhren fiel auf das kalkweiße Gesicht des Generalbevollmächtigten. Seine Augen waren weit geöffnet. Sie blickten starr, sahen aus wie leblose Glasperlen.

Es gibt – seltene – Augenblicke überschäumender Freude oder auch namenloser Angst. Und dann gibt es noch das Gefühl des Grauens. Nicht das Grauen, das bei einem nächtlichen Gang über einen Totenacker entstehen kann, sondern jenes Grauen, das sich in den tiefsten Tiefen der Seele bildet und dessen Schwester das Entsetzen ist.

Ein solcher Augenblick war jetzt gekommen. Beide, Damona und Tozzi, spürten die unheimliche Aura, die wie ein eiskalter Hauch den Raum durchzog. War es ein Zufall, daß sich gleichzeitig eine dicke, schwarze Wolke vor die Mondscheibe schob, die helle Nacht in dunkle Düsternis tauchend?

»Eer mumuß ins Bebett, uund ein Arzt muuß auch her!« Tozzi stotterte vor Aufregung. Seine Hände zitterten, als er sich eine Zigarette anzündete und den Rauch tief in seine Lungen zog.

Damona antwortete nicht. Sie wußte, welche Macht es war, die hier Zugeschlagen hatte. Es war jene Macht, die heute morgen versucht hatte, sie zu vernichten. Anscheinend wollte sie jetzt auf einem anderen Weg ihr Ziel erreichen.

Doch dann schüttelte sie diese Gedanken ab. Es hatte keinen Zweck, sich damit zu belasten, während Mike sofortige Hilfe brauchte. Damona erwachte zu fieberhafter Tätigkeit.

Schon eine knappe Viertelstunde später lag Mike Hunter in seinem Bett. Doc Harrison hatte ihm gerade eine stimulierende Spritze verabfolgt.

»Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen«, sagte er danach tröstend zu Damona. »Mister Hunter leidet unter einem starken Erschöpfungszustand. Wahrscheinlich hat er sich in der letzten Zeit stark übernommen und ist jetzt unter der Belastung zusammengebrochen. Solche Fälle habe ich häufig unter meinen Patienten. Das kriegen wir wieder hin. Vorerst braucht er Ruhe und nochmals Ruhe. Dazu leichte Kost, kein Nikotin und ebenfalls kein Alkohol. Glauben Sie mir: In zwei Wochen ist er wieder wohlauf. Er verfügt gottlob über eine hervorragende Konstitution. Sie wird ihm den Schwächeanfall schnell vergessen helfen.«

Der Arzt hatte noch eine Nachtschwester aufgetrieben. »Es ist besser so. Wenn etwas sein sollte, bin ich jederzeit zu erreichen.« Miß Ethel war es auch, die Damona mit sanfter Gewalt aus dem Appartement Mikes hinausbeförderte.

»Auch sie brauchen den Schlaf«, hatte sie energisch gesagt und dabei die Tür ins Schloß gedrückt.

Damona hatte sich nur widerwillig gefügt. Sie legte sich nicht ins Bett, sondern lief unruhig durch ihre Suite. Der gute Doc konnte nicht wissen, daß seine Diagnose völlig falsch war. Aber hätte sie ihm erklären sollen, was die eigentliche Ursache der plötzlichen, rätselhaften Ohnmacht sein mußte? Nein, das wäre grundfalsch gewesen. Der Arzt hätte sie nur milde lächelnd angesehen. Innerlich wäre er bestimmt davon überzeugt gewesen, eines der superreichen hysterischen Frauenzimmer vor sich zu haben, an denen das Heer der Psychologen sich dumm und dämlich verdient.

Doch noch etwas anderes, viel Schwerwiegenderes war Damona aufgefallen.

Und erst diese Beobachtung gab ihr die absolute Gewißheit, sich nicht geirrt zu haben. Mike Hunters »Krankheit« war dämonischen Ursprungs!

Warum sie es versucht hatte, konnte sie selbst nicht beantworten.

Aus einem unbestimmten Gefühl heraus hatte sie ihrem Parabewußtsein den Befehl erteilt, jede Tätigkeit für die Dauer einer Sekunde einzustellen. Damona war sich darüber im klaren gewesen, daß eine solche Maßnahme leicht wieder jene Kräfte auf den Plan rufen konnte, die sie erst am vergangenen Morgen mit viel Mühe und Glück hatte abwehren können.

Aber sie ging dieses Risiko ein. Schließlich, was konnte ihr passieren? Das Intervall würde nur eine Sekunde dauern. Kein Grund also, sich zu fürchten.

Doch diese eine Sekunde hatte ihr genügt. Die winzige Zeitspanne

war ihr wie eine Ewigkeit vorgekommen. Als die Sekunde begann, war eine dunkle, ekelhafte Flut gegen ihr Bewußtsein gebrandet.

Eine Unzahl geistiger Fühler hatten, wie die Tentakel eines Molochs, nach ihr gegriffen.

Während dieses Zeitraums war ihr ganzer Körper gelähmt gewesen, unfähig der kleinsten Bewegung. Und dann hatte Damona voller Grauen gespürt, wie sich diese Fühler in ihr Gehirn hineinbohrten, tiefer und tiefer, so tief schließlich, daß sie jene Ebene ihres Seins berührten, der dem Geist vorbehalten ist.

Dann war die schreckliche Sekunde vorüber gewesen. Damona wußte, das den dämonischen Wesenheiten eine weitere genügt hätte. Nie wieder würde sie derart leichtsinnig handeln.

Das unheimliche Leben in ihr verschwand wie herausgerissen, als das Parabewußtsein seine Herrschaft wieder antrat. Wieder formierte sich die Kraft ihrer geistigen Abwehr zu einem undurchdringlichen Schild. Und wieder sorgten Damonas Parakräfte dafür, daß dieser Schild nicht zerschlagen werden konnte.

Tozzi und Doe Harrison hatten nichts von ihrem »Abenteuer« gemerkt. Nun, für die beiden Männer war die Sekunde eben nur eine Sekunde gewesen.

Damona hörte mit ihrem sinnlosen Herumlaufen auf und setzte sich in einen Sessel. Nervös blickte sie auf die wertvolle Standuhr in der Ecke des Salons. Es war kurz nach Mitternacht. Eigentlich eine Zeit, die dem Schlafen vorbehalten sein sollte, dachte sie. Aber das war ihr ganz und gar unmöglich. Dann schlafen, wenn Mike… Ausgeschlossen.

Wieder dachte sie nach, zermarterte ihr Gehirn nach einer Möglichkeit, Mike zu helfen. Aber so sehr sich Damona auch anstrengte, sie sah keinen Ausweg. Ihr Gegner hatte satanisch schlau gehandelt.

Sie konnte ihr Visier nicht lüften, konnte ihre Parakräfte nicht einsetzen um Mike zu helfen. Tat sie es trotzdem, dann lief sie Gefahr, in wenigen Augenblicken überwältigt zu werden. Und dieses Risiko war zu groß. Wieder stand Damona auf und durchmaß ruhelos den Raum. Die Sorge um Mike wurde immer quälender. Was hatten diese Teufel nur mit ihm vor? Sicher nichts Gutes.

Wie ein Sturzbach schossen diese Gedanken durch ihr Gehirn und wühlten ihre Seele auf wie ein heftiger Sturm, der eine Wasseroberfläche peitscht. Voller Bitternis mußte sich Damona eingestehen, daß sie nicht mehr weiterwußte.

***

Der seltsame Zustand Mike Hunters war eine erste Auswirkung des Plans von Ngog ßlan Orl. Er selbst hatte sich – als Projektion – Hunter gezeigt, und er selbst war es gewesen, der mit der Gewalt seines

Geistes die Kontrolle über das Bewußtsein dieses Mannes an sich gerissen hatte. Ngog konnte dieses bißchen Bewußtsein von einem Augenblick zum anderen vernichten. Dazu bedurfte es nicht viel. Doch die Pläne des Magiers reichten weiter, viel weiter, als es ein menschlicher Verstand zu erfassen vermochte. Ngog hatte Zeit – mehr Zeit als jeder Mensch. Er konnte warten. Das Bewußtsein von Mike Hunter gehörte ihm. Und es war leicht, dieses Bewußtsein, oder, um es anders auszudrücken, den geistigen Leib von Mike Hunter als eine vorzügliche Falle zu benutzen. Und es konnte nicht den mindesten Zweifel daran geben, daß sich in dieser Falle das gejagte Wild fangen mußte.

Wieder schrieben seine dürren Finger die Zeichen einer finsteren magischen Formel in die Luft – vergleichbar einem giftigen Pfeil, so schnell wie ein Gedanke, zuckte der verderbliche Zauber seinem Ziel entgegen.

Selbst die nüchterne, wachehaltende Nachtschwester Ethel Soames spürte die Anwesenheit von etwas unnennbar Grausigem. Ein durchdringendes Gefühl der Kälte wehte plötzlich durch den Raum.

Sie schauderte zusammen und bekreuzigte sich hastig. Und dann sträubten sich ihr die Haare. Täuschte sie sich? Verdunkelte sich nicht das Licht der Nachttischlampe? Die Schwester schluckte. Ihr Atem ging schneller, und eine Angst zog in sie ein, die sie in ihrem ganzen bisherigen Leben noch nie gespürt hatte. Mein Gott, dachte sie, sicher sehe ich Gespenster wo keine sind.

Sie warf einen Blick auf den Kranken. Aber sie entdeckte nichts, was auf eine Veränderung in seinem Befinden hindeutete. Eigentlich, wenn sie es recht bedachte, konnte sie sich jetzt auf ihr Zimmer begeben. Wahrscheinlich, so tröstete sie sich, war ihre Müdigkeit für ihre Halluzinationen verantwortlich.

In diesem Augenblick passierte das, was das Grauen der Nachtschwester anfachte wie ein starker Wind, der durch die Glut eines Feuers fährt und eine mächtige Flamme hochstieben läßt.

Der Mund des Kranken öffnete sich zu einem tiefen, klagenden Stöhnen. Gleichzeitig sanken die Augäpfel tief in ihre Höhlen. Die Nase wurde spitz, und die Gesichtshaut nahm ein schmutziges Grau an.

Kaum war dies geschehen, als sich eine nebelartige, ätherische Substanz aus dem wie tot daliegenden Körper löste. Nur wenige Sekunden lang schwebte das rätselhafte Gebilde über dem Leib des Kranken, dann verschwand es mit der Geschwindigkeit eines zuckenden Blitzes.

Die Nachtschwester hatte sich während des Abrollens dieses grausigen Geschehnisses nicht rühren können. Es war ihr sogar unmöglich gewesen, ihre Augen zu schließen, um das Schreckliche

nicht mitansehen zu müssen.

Doch jetzt wich die seltsame Lähmung von ihr. Sofort schrie sie auf, spitz und gellend. Ihr Verstand arbeitete nicht mehr. Angst und Entsetzen diktierten ihr Handeln. Wieder schrie sie, so laut, daß empörte Hotelgäste sich beim Nachtportier beschwerten.

Wenig später erschienen Doc Harrison und Damona. Ethel Soames saß mit irren Augen auf ihrem Stuhl und schrie immer noch. Der Arzt eilte zu ihr und hielt ihr den Mund zu.

»Verdammt«, zischte er wütend, »jetzt halten Sie endlich den Mund.«

In die irren Augen kam wieder Leben. Das laute Schreien riß abrupt ab, wurde abgelöst von fassungslosem Weinen.

Harrison beruhigte die Schwester, gab ihr eine starke Schlaftablette und schickte sie auf ihr Zimmer.

Doch als Miß Ethel die Türe erreicht hatte, blieb sie einen Augenblick bewegungslos stehen, so als ob sie mit sich ringen würde.

Dann drehte sie sich langsam um. Ihre Augen suchten Damona.

»Es war schrecklich«, schluchzte sie. »Über seinem Körper schwebte etwas, das aussah wie ein zweiter Körper – und doch keiner war. Aber es sah aus wie er.« Sie deutete auf die Gestalt in dem Bett. Dann wandte sie sich um und verließ mit einem erstickten Gruß das Zimmer.

Damona kniete sich nieder und blickte angstvoll in Mikes Gesicht.

Es sah aus wie das Gesicht eines Toten.

»Ist er tot?« fragte sie, mühsam nach Fassung ringend.

Der Arzt antwortete nicht, sondern setzte das Stethoskop an.

»Herrgott; nun antworten Sie doch endlich? Lebt er noch, oder…?« Damonas Stimme zitterte. Vor Angst und Aufregung öffneten und schlossen sich ihre Hände. Kalter Schweiß stand auf ihrer Stirn.

Harrison hob ratlos seine Schultern. »Ich kann ihnen darauf keine Antwort geben. So ein Fall ist mir noch nicht untergekommen. Er ist nicht lebendig, aber er ist auch nicht tot, feine Art Gratwanderung, wenn Sie so wollen. Die Symptome weisen auf eine schwere kataleptische Starre hin, aber«, Harrison schüttelte zweifelnd seinen grauen Kopf, »aber das allein kann es nicht sein. Die Augen wären sonst nicht so verdreht.«

»Und das Herz? Schlägt es?«

»Es ist mehr ein Flimmern als ein Schlagen«, gab der Doc Auskunft. »Ich werde ihm Cardiazol spritzen, um die Herztätigkeit anzuregen. Das ist die einzige Möglichkeit, die ich im Augenblick sehe. Wenn das nicht hilft, dann weiß ich auch nicht weiter.«

***

Als Mike Hunter in seinem Sessel zusammensackte, war der Augenblick gekommen, wo sein Geist die Kontrolle über seinen Körper

verlor. Keines seiner Sinnesorgane funktionierte mehr, und sein Bewußtsein tauchte hinab in das Dunkel des absoluten Nichts.

Doch diese »Pause« sollte nicht lange anhalten. Etwas griff nach Mikes Geist, etwas unbeschreiblich Ekliges, griff nach ihm mit einer Kraft, der er wehrlos ausgeliefert war und zwang ihn aus dem Dunkel zurück.

Aber er blieb nicht in seinem angestammten Körper. Der satanische Wille Ngog ßlan Orls peitschte den Geist aus der Hülle hinaus.

Von diesem Augenblick an funktionierten Mikes Organe wieder.

Allerdings nicht seine körperlichen Organe, sondern die unendlich feineren und sensibleren Organe seines Geistleibes.

Mike sah sich zu seiner Verblüffung über seinem eigenen Körper schweben. Es war der Augenblick, als Schwester Ethel gleichfalls dieses okkulte Phänomen wahrnahm und vor Grausen fast verging.

In Mike war plötzlich ein eigenartiges, nicht zu beschreibendes Glücksgefühl. Das muß der Tod sein, dachte er. Doch seltsam, er fühlte kein Bedauern bei dieser Feststellung. Wenn der Tod so aussah, dann verlor er nicht nur seinen Schrecken, dann war er in Wirklichkeit ein Tor zu einem neuen, ganz andersartigen Leben: zu einem Leben, das viel glücklicher sein mußte.

Mike betrachtete seinen grobstofflichen, unter ihm liegenden Körper. Was da lag, war nur eine höchst unvollkommene Hülle, nicht zu vergleichen mit dem »Körper«, den er jetzt besaß.

Ein anderer Gedanke kam ihm – Damona, er würde sie nie wiedersehen! Doch sofort wies er diesen Gedanken weit von sich. Er war falsch, sogar mehr als falsch! Gerade das Gegenteil war der Fall. Ihm und ihr würde einmal eine ganze Ewigkeit gehören. Was war dagegen die kurze Zeit der Trennung? Nichts!

Doch es war Mikes geistiger Potenz nicht vergönnt, sich lange in diesen hohen geistigen Gefilden zu tummeln. Jäh griff etwas nach seiner Sphäre – brutal und mit einer Gewalt, der er nichts entgegenzusetzen hatte. Die Umgebung verschwamm. Mike hatte das Gefühl, durch einen dunklen Tunnel gerissen zu werden.

Als die Dunkelheit endete, sah sich Mike über einer unbeschreiblich wilden Landschaft schweben. Majestätische Berggipfel reckten sich dem Himmel entgegen, bedeckt mit tausendjährigem Schnee.

Und dann spürte sein Geist den Dunst des Übels, der von tief unten heraufquoll wie giftiger Dampf.

Mikes ätherische Daseinsform wandt und krümmte sich, als der dämonische Brodem ihn umwehte. Die Wirkung war in etwa mit der einer ätzenden Säure zu vergleichen.

Quelle dieser düsteren Ausstrahlung oder was es sonst auch immer sein mochte, war ein kegelförmiger Berg, dessen gezackte Spitze dem Haupt eines Drachens ähnelte.

Kaum war ihm dieser Gedanke gekommen, als er sich wieder gepackt fühlte. Und dann näherte sich der Erdboden in rasender Geschwindigkeit. Eine kaum meßbare Zeiteinheit hatte Mike das Gefühl eines betäubenden Schwindels, dann glitt sein Geistleib durch das grobstoffliche Gefüge des Felsens.

Erst in diesem Augenblick gab ihn die Macht frei, die ihn hierher gezwungen hatte. Mike schwebte in einem Raum, in dem düsteres, giftigrotes Licht herrschte. Es war kein großer Raum. Er hatte ein zellenartiges Aussehen. Eigenartig, die Wände waren so glatt und eben, daß sie unmöglich ein Produkt der Natur sein konnten. Aber es war nackter kahler Fels. Nichts, aber auch rein gar nichts deutete auf die Arbeit von Menschenhänden hin.

Mit einer Ausnahme: Die Wände waren über und über mit seltsamen, magischen Symbolen bedeckt. Und Bildern, scheußlichen Bildern! Sie zeigten widerliche Paarungsszenen zwischen Tieren und Wesen, die nur entfernt Menschenähnlichkeit besaßen.

Wieder griff die unsichtbare Kraft nach Mikes Geistkörper und zog ihn in Richtung eines altarähnlichen Gebildes. Wieder krümmte sich seine Psyche unter der Ausdünstung wilder, zerstörerischer Dämonie, die der schwarzen Altarplatte entströmte.

Und dann sah Mike die Gestalt, die vor dem Altar kniete. Eine Gestalt, die in einer schwarzen Kutte steckte. Die Aura, die von ihr ausging, barg eine Bösartigkeit, die zutiefst dämonischen Ursprungs sein mußte.

Was sind alle Ängste, unter denen ein Mensch leiden kann, gegenüber der Angst, von der die Seele ergriffen wird, wenn ihr die Inkarnation des Bösen begegnet? Sie sind nicht mehr als ein Sandkörnchen im Vergleich zu der Unermeßlichkeit des Wüstensandes. Die Seele erschauert, windet sich unter dem giftigen Hauch. Wenn sie ihm entfliehen kann, dann wird sie ihren Frieden wiederfinden.

Aber wehe, wenn ihr das nicht gelingt! Dann betritt sie den Vorhof zur Hölle! Dann muß sie Qualen erdulden, gegen die körperliche Qualen – mögen diese auch noch so groß sein – eine fast harmlose Angelegenheit sind.

So auch hier! Mikes ätherische Lebensform empfand diese seelische Angst so stark, daß sie glaubte, unter ihr verbrennen zu müssen. Die magischen Zeichen an den Wänden schienen plötzlich lebendig zu werden. Sie traten aus dem Fels heraus, näherten sich und bildeten eine Art Gitterwerk, das den Geistkörper wie ein Gefängnis umgab.

Mike konnte nicht auf keuchen. Es war ihm unmöglich, diese Qual körperlich zu verarbeiten, sie abzureagieren. Seine Psyche mußte sie erdulden, jedes Quentchen davon!

Und dann drehte sich das Wesen in der schwarzen Kutte um. Augen

zeigten sich. Menschenaugen kennen keine solche Dunkelheit.

Die Schwärze in ihnen loderte wie ein Höllenfeuer. Sie richteten sich genau auf die Stelle, wo Mike schwebte, obwohl er mit körperlichen Augen nicht zu erblicken war.

Tief im Inneren seines seelischen Bewußtseins ertönten Worte. Unendlich grausame Worte. Sie waren bar jedes Mitleids. Doch diese Tatsache konnte sogar als logisch bezeichnet werden. Dämonen kennen kein Mitleid, denn um das zu können, muß man die Fähigkeit zur Liebe besitzen. Beide sind untrennbar miteinander verbunden, denn das Mitleid ist die Schwester der Liebe.

»Glaube nicht, daß du träumst«, sagte die Stimme. »Das, was deine geistigen Augen sehen, ist Realität, ist Wirklichkeit!«

Es wurde Mike schwer, zu antworten. Er wußte, daß sein Geist nahe dem Zusammenbruch war. Nur unter Aufbietung seiner ganzen Kraft gelang es ihm, auf gedanklicher Ebene Worte zu formulieren.

»Warum bin ich hier? Was hast du mit mir vor?«

Ngogs Gesicht verzog sich zu einer Fratze des Hohns.

»Indem ich dich quäle, quäle ich auch die Frau, die dich liebt. Und je mehr und je länger ich das tue, um so mehr schwäche ich Damona.« In den Augen der dämonischen Kreatur blitzte es auf. »Bis zu dem Augenblick geschieht das, in dem ihr Widerstand zusammenbricht. Dann ist unsere Arbeit getan.«

»Warum tut ihr das?« fragte Mike schwach.

Ngogs Antwort hatte den Charakter der Unabänderlichkeit. Kälte schwang in ihr, jene Kälte, die auch zwischen den Sternen herrscht.

»Schwarze und Weiße Magie bekämpfen sich seit Anbeginn der Zeiten. Jede Seite will den Sieg davontragen. Das will ein ehernes kosmisches Gesetz. Wir haben diese Welt schon vor Jahrzehntausenden in Besitz genommen. Sie gehört uns, uns ganz allein! Und wir dulden nicht, daß uns die Herrschaft über sie streitig gemacht wird!«

Ngog schien während dieser Antwort größer geworden zu sein.

Aus seinen Augen schossen schwarze Flammen, und sein Antlitz glich dem des Satans.

Der Oberherr des schwarzen Kreises hob seine Hände. Mikes geistige Augen sahen voller Entsetzen, wie sie sich kreuz und quer durch die Luft bewegten. Die Finger gebärdeten sich dabei wie selbstständige Lebewesen. Sie krümmten sich auf eine unnatürliche Weise, schienen Zeichen in die Luft zu schreiben.

Als Ngog seine Hände wieder sinken ließ, kam es sofort zur Reaktion. Vor dem Oberherrn bildete sich eine Wolke. Sie war von einer Schwärze, die haargenau der Schwärze seiner dämonischen Augen entsprach.

Zuerst waren es nur dunkle Fäden, die sich materialisierten, als hätte

sie das Nichts ausgespuckt. Sie teilten sich wie ein Zellverband, wuchsen in rasender Geschwindigkeit. Der magische Prozeß fand erst dann sein Ende, als das Gebilde sich so weit ausgedehnt hatte, daß es fast bis an die Decke reichte. In der Wolke wogte und arbeitete es, als sei hier ein schreckliches Lebewesen entstanden – angefüllt mit dämonischer Gier nach Leben.

Und wieder hörte Mikes vor Angst und Qual sich windende Seele die Worte seines grausamen Peinigers.

»Sie wird dich umgeben – in ihr wirst du die absolute Einsamkeit kennenlernen. Nur Schwärze wirst du erblicken, nichts anderes. Kein Gedanke wird zu dir dringen können – du wirst in dem Dunkel schweben und so allein sein wie noch nie in deinem Leben. Glaube nicht, daß Damona dir helfen kann. Wir haben ihr die Hände gebunden. Sie kann nichts tun – als auf ihren Untergang zu warten.«

Die Worte rissen ab, und das teuflische Geschöpf drehte sich wieder um. Sein Gefangener schien ihn nicht mehr zu interessieren.

In die Wolke kam jähe Bewegung. Bevor es Mike richtig wahrnehmen konnte, schnellte sie sich wie ein zuckender schwarzer Blitz auf ihn zu, ihn von allen Seiten umgebend und einhüllend.

Mike war es so zumute wie einem Ertrinkenden, der sich einem lebensfeindlichen Element ausgesetzt sieht, das ihn in die Tiefe ziehen will. Die Not in ihm wurde so groß, daß seine Seele nach Hilfe schrie. Und sie hörte nicht auf zu schreien, denn das waren die einzigen, wenn auch nur gedanklichen Laute, die ihre Einsamkeit durchdrangen.

***

»Sie müssen an dem Fest teilnehmen! Der Minister würde es als einen Affront empfinden, wenn Sie fernblieben.«

Romano Tozzi hatte diese Worte gesprochen. Seine Stimme klang bittend und erregt zugleich. Er war schon seit vielen Jahren als Spitzenkraft in der Leitung des King Konzerns tätig. Gefühle waren gut, aber Geschäfte waren etwas ganz anderes. Beides mußte säuberlich voneinander getrennt werden. Und jetzt war Damona dabei, diese beiden Dinge in einen Topf zu werfen.

Tozzi sah seine junge und schöne Chefin mit einem beschwörenden Blick an.

»Bitte, glauben Sie mir, es geht nicht anders! Sie müssen das Fest besuchen, auch wenn Sie es am liebsten zum Teufel wünschen würden! Ich wette mit Ihnen, daß Martinez sonst den Vertrag nicht unterschreibt. Die Südländer fühlen sich leicht an der Ehre gepackt und reagieren dann gegen alle Logik.« Tozzi grinste ein wenig mühsam. Er war Italiener und wußte, was er damit sagte.

Damona und er hatten sich in einem der kleinen Konferenzräume des Hotels zu diesem Gespräch zusammengefunden. Diese Räume boten

alle erdenkliche Sicherheit. Sie waren schalldicht isoliert und konnten von außen nicht abgehört werden.

Damona stand auf und ging zu der langen Fensterfront. Von hier hatte man einen weiten Blick über das Häusermeer von Acapulco.

Das noch vor wenigen Jahrzehnten verträumte und romantische Städtchen am Stillen Ozean hatte sich mittlerweile zu einer internationalen Ferienmetropole allerersten Ranges entwickelt. Hier traf sich alles, Playboys und Vertreter der Hochfinanz ebenso wie Pauschalreisende und junge hübsche Mädchen aus aller Herren Länder.

Damona drehte sich um. »Also gut«, sagte sie mit spröder Stimme.

»Sie haben mich überzeugt, ich werde gehen.« Sie nahm sich eine Zigarette und rauchte in tiefen, hastigen Zügen.

»Aber lange bleibe ich nicht. Das können Sie nicht von mir verlangen.« In ihren dunklen Augen zeigte sich ein verdächtiger Schimmer.

Tozzi sah sie mit einem mitleidigen Blick an. Die rätselhafte Krankheit Hunters nahm Damona schwer mit. Sie war sehr bleich, sah aus, als leide sie selber an einer schweren Erkrankung. Ihre sonst strahlenden Augen hatten den Glanz verloren. Unwillkürlich mußte Tozzi an einen kleinen Kolibri denken, der sich einen Flügel gebrochen hat und sich in den Schutz dichten Geästs flüchtet.

»Das brauchen Sie auch nicht«, erwiderte er mit sanfter Stimme.

»Niemand erwartet das von Ihnen.« Tozzis Stimme wurde sehr ernst, als er weitersprach: »Glauben Sie mir, auch Ihr Vater hätte so wie ich zu Ihnen gesprochen. Sie wissen es doch: Das Wohl und Wehe des Konzerns ging ihm über alles. Abgesehen natürlich von seiner Familie«, verbesserte er sich hastig.

Der Italiener räusperte sich. »Was«, er stockte kurz, als ob ihm die Frage unbehaglich wäre. Aber dann gab er sich einen Ruck und fragte entschlossen: »Was macht das Befinden von Hunter?«

Damona drückte ihre Zigarette aus. Da sie ihren Kopf gesenkt hielt, sah Tozzi nichts von ihrem Gesichtsausdruck.

»Nichts hat sich geändert«, hörte er ihre tonlose Stimme.

»Und was sagt der Arzt?«

»Professor Manuel Ortega hat die Behandlung übernommen.« Damona hob voller Resignation ihre Schultern. »Aber auch er scheint nicht weiterzukommen. Er kann sich Mikes Zustand genau so wenig erklären wie es Doc Harrison vermocht hat.«

Tozzi nickte nur, stellte keine weiteren Fragen. Sie waren überflüssig, hätten die Chefin nur noch mehr gequält. Abgesehen davon war er über Hunters Zustand unterrichtet, wenn auch nur bis zum Abend des gestrigen Tages. Hunters körperliche Situation war in etwa mit der eines Scheintoten zu vergleichen. So etwa hatte sich Harrison zu ihm

geäußert. »Ich bezweifle fast, daß noch Leben in ihm ist«, hatte er zum Abschluß noch gesagt. »Aber, wenn es doch der Fall sein sollte, dann wird das Flämmchen in ihm von Tag zu Tag kleiner.«

»Ist sonst noch etwas zu besprechen?« fragte Damona gleichgültig.

Tozzi spürte, daß sie mit ihren Gedanken ganz woanders war. Es wurde Zeit für ihn zu verschwinden.

»Nichts«, gab er ihr mit höflicher Stimme Auskunft. »Wenigstens nichts, womit ich Sie belästigen müßte.« Er verneigte sich leicht.

Damona lächelte ein wenig und gab ihm die Hand. Sie war eiskalt.

Tozzi zog sie galant an seine Lippen und hauchte einen Kuß auf ihre Fingerspitzen.

»Wenn Sie mich brauchen – ich bin jederzeit für Sie da.« Er neigte seinen Kopf und verließ den Konferenzraum.

Damona zündete sich eine weitere Zigarette an. Ihr Bedürfnis nach Nikotin war in den letzten Tagen sprunghaft gestiegen. Sie schaute auf ihre Armbanduhr. Noch eine Viertelstunde mußte sie warten.

Dann durfte sie zu Mike. Mehr hatte ihr der Professor rundweg untersagt. »Ganz ausgeschlossen«, waren seine Worte gewesen. »Auch in einem solchen Zustand reagieren Kranke auf Besuch. Glauben Sie mir, sie spüren die Ausstrahlung der Sorge und der Angst – und leiden darunter. Nein, nein, maximal zwei Stunden am Tag, aber keinesfalls mehr.«

Damona hatte Ortega versprechen müssen, sich an diese Regelung zu halten. Es war ihr sehr schwer gefallen, aber sie hatte sich dazu durchgerungen. Schließlich wollte sie alles tun, um den Kranken nicht noch mehr zu gefährden.

Sie blickte aus dem Fenster – aber ihre Augen registrierten nichts, was draußen vorging. Sie sah nicht das Meer, das im Sonnenschein glänzte wie ein funkelnder Saphir. An ihr Gehirn drangen auch nicht die Eindrücke, die der flutende Verkehr tief unten vermittelte.

Damona hätte genauso starr geblickt, wenn die Jalousien der Fenster geschlossen gewesen wären.

Tat sie wirklich alles um Mike zu helfen? fragte sie sich in diesem Augenblick. Tat sie es wirklich? Sie sog tief den Rauch in ihre Lungen und überdachte dabei diese Frage. Konnte sie mehr tun?

Doch, das konnte sie! Aber was würde daraus entstehen? Mit einer fast hundertprozentigen Wahrscheinlichkeit ihre Niederlage! Und dann? Was war dann? Nein, so ging es nicht. Um geistig eingreifen zu können, mußte sie ihr Visier lüften, mußte den Schutzschirm deaktivieren. Und gerade das war ihr – wenigstens bis jetzt – noch nicht möglich.

Wie oft hatte sich Damona in den letzten Tagen schon mit diesen Gedanken geplagt – und keinen Ausweg gefunden. Es war wie verhext! Der Plan ihres dämonischen Gegners war derart, daß sie

ohnmächtig zusehen mußte, wie sich das Verderben ihr Schritt für Schritt näherte. Denn über eines war sich Damona inzwischen ebenfalls klar geworden: Die dämonischen Mächte hatten im Kampf gegen sie einen Umweg eingeschlagen. An Mike selbst hatten sie nicht das geringste Interesse. Er war nur ihr Werkzeug, gewissermaßen eine Art Hebel, mit dem sie ihre Kräfte vervielfachten. Diese Teufel wußten, daß sie sich liebten, und darauf bauten sie ihren Plan!

Damona ballte ihre Hände zu Fäusten. Noch nie in ihrem Leben hatte sie sich so hilflos gefühlt wie in den letzten Tagen. Zu sehen, daß der geliebte Mann wie ein Toter dalag und von Stunde zu Stunde dem Ende näher rückte, ohne helfen zu können, ging über Menschenkraft. Selbst ein Halbgott hätte dies nicht mit ansehen können.

Damona drückte ihre Zigarette in dem riesigen, Aschenbecher aus.

Die Viertelstunde war fast um. Es war Zeit zu gehen.

***

Am Abend des nächsten Tages gab Seine Exzellenz, der mexikanische Wirtschaftsminister Fernando Martinez, sein bereits seit Wochen angekündigtes Fest.

Selbstverständlich waren nur illustre Gäste aus den Bereichen der Wirtschaft, der Kunst und der Politik geladen worden. Dafür durfte sich das sogenannte einfache Volk die Nasen an der kunstvollen schmiedeeisernen Umfassung des riesigen Parks plattdrücken, um am Anblick der »Großen Welt« ein wenig teilzuhaben.

Überall wachten schwerbewaffnete Polizeieinheiten darüber, daß nicht irgendein Verrückter versuchte, den Ablauf des Festes zu stören.

Die Eröffnung hatte – wie überall – offiziellen Charakter.

Zuerst hielt der Herr Minister eine Rede, in der er seine Gäste herzlich willkommen hieß. Und da es sich nicht hatte vermeiden lassen, auch einigen Journalisten den Zutritt zu gewähren, folgten Worte, die für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Wie überall, war es auch hier nicht viel mehr als pures Geschwafel. Hauptsache, diese goldenen Worte erschienen am nächsten Morgen in den großen Zeitungen. Alles andere war egal.

Nach dem Minister sprachen viele andere. Manche bedankten sich nicht nur, sondern lobten die staatsmännischen Fähigkeiten des Ministers derart, daß ihm dadurch fast ein Heiligenschein angeheftet wurde. Wieder andere sprachen mit rollenden Augen von dem Nutzen, den ein solches Treffen für die Beteiligten haben mußte. Nur wenige ließen es bei kurzen Worten der Höflichkeit bewenden.

Den Eröffnungstanz – es war der Kaiserwalzer – tanzte Seine Exzellenz mit Damona. Die Chefin des riesigen, weltumspannenden Unternehmens sah in dem betont einfachen, cremefarbenen Ballkleid und der Flut der schwarzen, bis auf die Schultern rieselnden Haare

hinreißend schön aus. Als einzigen Schmuck trug sie drei kleine, rote Röschen an ihrer rechten Schulter.

Martinez, ein etwa sechzigjähriger Mann, dem die Lust am guten Leben im Gesicht geschrieben stand, drückte zärtlich Damonas Hand. Er hatte schon Onkelstelle bei ihr eingenommen, als sie noch Windeln trug.

»Du siehst so blaß aus, fehlt dir etwas?« fragte er besorgt.

Damona lächelte ein wenig gezwungen. »Es ist nichts, nur ein leichtes Unwohlsein.«

Martinez nickte zufrieden und machte eine besonders elegante Drehung. Damona war eine der einfühlsamsten Tänzerinnen, die ihm bisher begegnet waren. Seine leicht vorstehenden Augen blickten sie bewundernd an. »Du bist von allen Frauen die weitaus schönste«, sagte er mit dem ganzen Charme seiner sechzig Jahre.

»Die Männer werden hinter dir her sein wie die Bienen hinter dem Nektar, stimmts?« Der Minister lachte dröhnend auf. Doch er wartete nicht auf Antwort, sondern ließ seine Augen suchend umherschweifen.

»Ich vermisse deinen Generalbevollmächtigten, diesen Mike Hunter. Du weißt doch, wir wollen während einer kurzen Pause den Beteiligungsvertrag unterzeichnen.«

»Du wirst mit mir vorlieb nehmen müssen«, antwortete Damona.

»Senor Hunter ist sehr schwer erkrankt. Professor Ortega behandelt ihn.«

»Soso«, entgegnete der Minister zerstreut. »Schwer krank, sagtest du? Nun, ich kenne diesen Ortega. Ein sehr tüchtiger Mann. Er wird ihn bald wieder auf die Beine bringen.«

Der Tanz schloß mit einem lauten Tusch. Die Gäste, die sich in einem dichten Ring um die große Tanzfläche geschart hatten, klatschten Beifall über die Sondereinlage des mächtigen Politikers.

Martinez verbeugte sich geschmeichelt. Damona sank zu einem Hofknicks zusammen. Doch sie tat es nicht aus Begeisterung oder aus Höflichkeit dem klatschenden Publikum zuliebe, sie tat es wie ein Automat.

»Onkel« Fernando begleitete Damona bis zu der Stelle, von der er sie zum Tanz geholt hatte. Er tätschelte ihr die Wange. »Amüsier dich gut! Die Auswahl an gutaussehenden Männern ist heute sehr groß. Schau dich nur um!« Er lachte laut auf und lenkte seine Schritte in Richtung einer attraktiven blondhaarigen Frau, die ihn bereits zu erwarten schien. Martinez war seit vielen Jahren Witwer. Kinder hatte er nicht. Er brauchte in der Beziehung keine Rücksicht zu nehmen.

Die Minuten verstrichen quälend langsam für Damona. Und da sie keine Miß »Irgendwer« war, konnte sie sich dem Trubel nicht einfach entziehen, mußte auf Fragen höfliche Antworten geben oder Interesse heuchelnd zuhören, Martinez hatte alles getan, dieses Galafest zu

einem wirklichen Ereignis zu machen. Seine in der Art eines maurischen Schlößchens erbaute Villa bot dazu den passenden Rahmen. Und der große, wundervoll angelegte Park sorgte dafür, daß man sich nicht zu sehr auf die Füße trat. Und an exquisiten kulinarischen Genüssen war weiß Gott nicht gespart worden. Der viele Millionen schwere Politiker hatte die komplette Küchenbesatzung eines berühmten französischen Hotels aus der Hauptstadt Mexico City einfliegen lassen. Dazu alle Vorräte. Es war alles vorhanden, um die verwöhntesten Wünsche zu befriedigen. Damona betrachtete angeekelt das Verhalten vieler Gäste, die sich auf das riesige kalte und warme Büffet stürzten, als nage bereits der Hungertod an ihnen. Es ist doch immer wieder dasselbe, dachte sie. Egal, aus welcher Schicht sie auch stammen, wenn sie sich unbeobachtet fühlen, dann benehmen sie sich ärger als Tiere. Dann fällt die Tünche ab, und das wahre Bild der Persönlichkeit zeigt sich.

Wenig später war alles vorbei. Romano Tozzi kam zu ihr. Er war erst wenige Minuten hier. Der Italiener sah hervorragend aus in seinem mitternachtsblauen Frack.

»Kommen Sie«, sagte er leise. »Don Fernando erwartet Sie zur Unterschrift.«

Die weiteren Ereignisse zogen wie ein Film an Damona vorüber.

Sie schien gar nicht in ihrem Körper zu stecken. Nach der Unterschrift sprach Martinez einige feierliche Worte. Aber was er sagte, drang nicht an ihr Gehirn.

Kurz darauf hatte sie sich von dem Minister verabschiedet. Es ging leichter, als Damona angenommen hatte. Ihr Glück war, daß sich Don Fernando gerade ein wenig intensiver mit der Blondhaarigen zu befassen begann und die Frau bereitwillig darauf einging.

Schon eine halbe Stunde später befand sich Damona wieder in ihrer Suite, froh, dem Trubel entronnen zu sein.

Sie ging sofort ins Bett. Schon seit Stunden plagte sie eine unerklärliche Müdigkeit. Es war nicht jene Müdigkeit, die einen Menschen nach langer, körperlicher oder geistiger Anstrengung überfällt, sondern die Müdigkeit, die seelischem Leid entspringt.

Diesmal brauchte sie sich nicht stundenlang im Bett herumzuwälzen, bis sie endlich der Schlaf übermannte. Diesmal zog sich die dunkle Decke des Schlafes über ihr Bewußtsein, kaum daß sie sich niedergelegt hatte.

Und dann hatte Damona das Gefühl, sich in einem Fahrstuhl zu befinden, der sie in atemberaubender Geschwindigkeit nach unten, in eine dunkle Tiefe, beförderte. An ihren geistigen Augen eilte das Licht des gesamten Spektrums vorbei: vom düsteren Rot über Orange, Gelb, Grün und Violett bis zum absoluten Dunkel. Erst dann war die rasende Fahrt zu Ende. Das Eigenartige dabei war, daß Damona denken

konnte, sich ihrer selbst bewußt war. Aber schlief sie nicht?

Und wenn, wo war ihr Körper?

»Dein Körper schläft – nicht dein Bewußtsein«

›hörte‹ Damona tief in ihrem Inneren eine Stimme wispern. Es war die Stimme ihrer Mutter.

Kaum hatte die Stimme geendet, als das Dunkel auseinanderriß.

Von hellem Blau umgeben, zeigte sich das Antlitz Vanessas. Die unirdischen Augen blickten ernst und streng. So streng, wie in Damonas Kindertagen, wenn sie sich nicht ihrer Würde entsprechend benommen hatte.

Damona empfand dies in ihrem jetzigen gespaltenen – Zustand doppelt.

»Mutter, du?« Ihr war bang zumute.

»Ja, ich bin es!« Zorn funkelte in den ausdrucksstarken Geistaugen. »Dein würdeloses, angstzitterndes Benehmen hat auf mich wie ein Magnet gewirkt. Ich mußte kommen, obwohl es nicht einfach ist die Dimension zu wechseln, um dir erscheinen zu können. Glaube mir, deine ständigen Angstgefühle begünstigen nur die finsteren Kräfte, die dich und den Mann, den du liebst, vernichten wollen. So geht es nicht weiter! So wirst du deiner hohen Aufgaben nicht gerecht!« Vanessa schwieg. Ihr ätherisches Antlitz wirkte steinern. Nur ihre Augen lebten, verströmten eine derartige gleißende Lichtfülle, daß sich Damonas geistiges Bewußtsein darunter duckte.

»Aber was soll ich tun?« antwortete sie in tiefer seelischer Qual.

»Ich kann ihm nicht helfen. Du wirst es wissen. Mir sind die Hände gebunden. Diese Teufel haben uns beide in der Hand. Was sie wollen, ist einfach zu durchschauen. Je mehr sie Mike quälen, um so mehr schwächen sie mich. O Mutter, was soll ich tun? Ich weiß mir keinen Ausweg mehr.«

Die Strenge in Vanessas Augen wuchs.

»Weil du vor lauter Angst schon nicht mehr denken kannst, dich benimmst wie ein Kind, das vor einer drohenden Gefahr blindlings davon läuft. Deshalb siehst du keinen Ausweg. Und genau das ist die Absicht dieser verfluchten Wesen. Schon jetzt haben sie dich fast soweit, daß sie ihren geistigen Angriff auf dich richten können. Und das lasse dir sagen: Dann wirst du ihnen nicht widerstehen können!«

»Dann rate mir doch! Zeige mir, welchen Weg ich gehen muß!«

Der Blick Vanessas wurde milder. Mitleid schimmerte durch.

»Weißt du, wo sich das geistige Bewußtsein deines Freundes befindet?« fragte sie.

»An welchem Ort es diese Satansbrut gefangenhält weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß seine Psyche in ihren Händen ist, und daß sie ihr schreckliche Qualen bereiten.« Die letzten Worte hatte Damona nur mühsam formulieren können.

»Die von den Dämonen erzwungene Reise seines Geistes hat im psychischen Raum Spuren hinterlassen. Kam dir nicht der Gedanke, diesen Spuren zu folgen – bis zu dem Ort, wo er jetzt weilt?«

Damonas Antwort kam hastig, ein wenig verwirrt. »Als ich versuchte, meinen Schutzschirm zu öffnen – nur eine einzige Sekunde – wäre ich um ein Haar verloren gewesen.«

»Du hättest teleportieren können, den schon eben erwähnten Spuren nach. Dein psychischer Schild wäre deshalb nicht zusammengebrochen. Das war die einzige schwache Stelle in dem dämonischen Plan. Anscheinend, nein sicher, ist ihnen entgangen, daß du diese Fähigkeit besitzt. Und dann wärest du dem Oberhaupt des Dämonengezüchts gegenübergestanden. Alleine! Denn die anderen dem schwarzen Kreis zugehörigen Wesen wären zu dieser Stunde nicht bei ihm. Sicher, er hätte sie leicht durch eine Beschwörung herbeizitieren können, aber ich bezweifle, daß er unter deinem Angriff noch die Möglichkeit dazu gehabt hätte.«

»Und wo waren sie – diese anderen?« fragte Damona mehr automatisch, während ihr Geist fieberhaft damit beschäftigt war, das eben »Gehörte« zu verarbeiten.

»Die geistige Auseinandersetzung mit dir hat sie viel Kraft gekostet. So viel, daß sie sich neue Energie verschaffen mußten. Sie finden diese bei den dämonischen Geistwesen des Kosmos'. Nur Ngog ßlan Orl hatte dies nicht notwendig. Sein Kraftpotential ist unvergleichlich größer – nur du bist ihm gewachsen.«

»Und jetzt? Ist diese Möglichkeit endgültig vertan?« fragte Damona, nach Fassung ringend.

»Ja! Sie ist sogar unwiderruflich vertan. Wir müssen uns etwas anderes ausdenken. Doch es wird sicher sehr schwer und sehr kompliziert sein.«

Jedes Wesen, auch solche rein geistiger Natur, kennt das plötzliche Hervorbrechen eines starken, sogar überschäumenden Gefühls. Es ist imstande, Dunkelheit und Resignation zu vertreiben wie ein Sturm, der eine dunkle Wolkendecke aufreißt. Alles wird hell – die Sonne scheint wieder.

Dieses Gefühl bemächtigte sich Damona bei dem Wörtchen »wir«, das Vanessa eben gesprochen hatte. Dieses kleine Wort gab ihr die Zuversicht wieder. Sie war jung, sehr jung, hatte noch nie in einer solchen Zerreißprobe gestanden. Kein Wunder also, daß ihre Seelenstärke hier einer Stütze bedurfte.

Selbstverständlich wußte dies auch Vanessa. Aber sie mußte zu einer harten Therapie greifen um dieses Gefühl in Damona zu erzeugen. Deshalb ihr Ernst und deshalb ihre schonungslosen Worte zu Anfang dieser unfaßlichen geistigen Unterhaltung.

Alles war auf einmal anders. Es war wie ein warmer, erquickender

Strom, der Damonas geistige Daseinsform durchflutete. Sie verstand sich plötzlich selbst nicht mehr, begriff nicht ihren Kleinmut und ihre Angst. Gewiß, Mikes psychische Entität befand sich in der Gefangenschaft dämonischer Kreaturen. Aber das konnte niemals bedeuten, daß diese Teufel das Spiel bereits gewonnen hatten. Damona wußte nicht – noch nicht – welchen Weg sie zu Mikes Rettung einschlagen mußte. Aber sie war – jetzt – zutiefst davon überzeugt, daß es einen solchen Weg geben mußte.

»Bravo, meine Tochter, du hast dich wiedergefunden! Das war der Zweck meiner Worte. Erst jetzt darf ich dir verraten, daß ich nicht untätig gewesen bin. Ich weiß, wo sich dein Freund befindet.«

»Wo, Mutter, wo?«

»Denke an nichts! Entspanne dich! Ich werde das, was ich erlebt habe, so in dich ›einträufeln‹ lassen, daß du meinst, du selbst wärest dort gewesen.«

Damona folgte augenblicklich dieser Bitte. Sie vertrieb jeden noch so kleinen Gedankenfetzen aus ihrem Bewußtsein und öffnete weit, immer weiter ihren Geist, um der Mutter den Zutritt zu erleichtern.

Und dann geschah es! Es geschah in der Art, als ob sie sich neben ihrer Mutter befände, als diese den Ort der Dämonen aufsuchte.

Damona erlebte es ähnlich wie Mike. Auch sie glitt durch ein Dunkel, das nicht aufhören wollte. Auch sie sah sich plötzlich über einer Landschaft schweben, die mit ihrem ewigen Schnee und den bis in den Himmel reichenden Bergen eine tiefe Lebensfeindlichkeit ausstrahlte.

Und dann glitt sie wieder durch ein neues Dunkel. Es war die grobstoffliche Materiestruktur des Felsens, den Vanessas Geistkörper passierte.

Als sich das Dunkel wieder aufhellte, war um sie ein Raum, der in einem düsteren, roten Licht strahlte. Er war leer – bis auf einen dichten, schwarzen Nebel, der sich über einem Altar ausdehnte. Die Schwärze sah aus wie ein mächtiger quadratischer Block aus Urgestein – eine derartig finstere Wellenfront aussendend, daß Damona darunter erschauerte.

Niemand sagte es ihr, doch Damona wußte es auf eine nur übernatürlich zu verstehende Weise, daß diese schreckliche Schwärze Mikes Gefängnis war.

Eine Tür öffnete sich, und eine Gestalt betrat den Raum. Sie war in eine schwarze Kutte gehüllt. Die Kapuze verhüllte den Kopf des Mannes. Doch dann drehte sich die Gestalt um und blickte in ihre Richtung. Damonas Bewußtsein erzitterte vor Grauen. Diese dunklen, furchtbaren Augen kannte sie – diese dämonische Aura, die aus ihnen züngelte wie der Pesthauch der Verwesung. Es waren die Augen, die sie im Spiegel gesehen hatte.

Die teuflische Kreatur schien offenbar zu wissen, daß sie nicht alleine

hier war. Jäh verzerrte sich das unmenschliche Antlitz zu einer höllischen Fratze der Wut. Ihre Hände hoben sich, die Finger zeigten in ihre Richtung. Ein Strom finsterster Formeln floß aus ihrem Mund.

Doch Vanessa war noch schneller. Ehe der dunkle Zauber wirken konnte, schnellte sich ihr Geist zurück. Damona empfand kurz etwas unbeschreiblich Ekelhaftes, Klebriges, das sie festhalten wollte.

Dann waren sie durch und zuckten mit der Zeitlosigkeit eines Gedankens auf den Ausgangspunkt ihrer Reise zu.

Wieder schwebte Vanessas Antlitz in tiefer Bläue. Die Strenge war aus ihren Augen verschwunden. Sie blickten milde und mütterlich.

Doch tief in ihnen erkannte Damona Sorge – und Mitleid.

Das Gefühl der Hilflosigkeit und die damit verbundene Inaktivität hatte Damona zwar verlassen, aber eines war geblieben: die Angst um den geliebten Mann. Sie konnte sich denken, daß Mike einer Marter ausgesetzt war, die über jede menschliche Vorstellung weit hinausging. Gab es denn keine Möglichkeit, ihm seine Lage wenigstens zu erleichtern? So lange zu erleichtern, bis ein Weg gefunden wurde, ihn aus den Klauen dieser Bestien zu befreien.

»Ich sehe eine solche Möglichkeit«, sagte Vanessa, die in dem Bewußtsein Damonas las wie in einem offenen Buch.

»Welche?«

»Durch den magischen Stein – meinem Vermächtnis an dich.«

»Der magische Stein? Wie kann er helfen? Seine Kraft ist viel zu gering.«

Vanessa lächelte. »Das ist richtig, aber er kann trotzdem helfen – im entmaterialisierten Zustand. Ich bin überzeugt, daß er in dieser ›Form‹ in der Lage ist, die dämonische Wolke um Mike zu durchdringen. Hat er das getan, dann wird er auf eine Art wirken, die den Mönchen, verborgen bleibt.«

»… und ihn befreien?« setzte Damona hoffnungsvoll fragend hinzu.

»Nein, das vermag er nicht. Aber er kann etwas anderes, etwas, womit auch dieser teuflische Ngog ßlan Orl nicht rechnet. Er kann das Bewußtsein deines Freundes in einen tiefen geistigen Schlaf versetzen. Mike wird nichts mehr empfinden. Das Gefühl des Zeitablaufs wird ihm verlorengehen, so lange, bis wir in der Lage sind seinen Geistkörper zurückzuholen.« Einen Augenblick schwieg Vanessa. Dann fügte sie sehr ernst hinzu: »Aber es muß schnell gehen. Sehr schnell. Die Verbindung zu seinem Körper wird immer dünner.«

***

Das Gefühl der Einsamkeit kann so drückend sein, daß Menschen darunter geistig zusammenbrechen und buchstäblich den Verstand verlieren. Die psychiatrischen Anstalten sind voll von diesen Leuten. Das Schlimme dabei ist eine Art Teufelskreis, der einer Gesundung in

sehr vielen Fällen hindernd im Wege steht. Die Betroffenen kapseln sich seelisch ab, lassen menschliche Gefühle nicht mehr an sich heran. Dadurch verstärkt sich das Gefühl der Vereinsamung noch mehr, ein noch stärkeres Zurückziehen der kranken Psyche ist die Folge und so weiter. Schließlich kommt es zu einer Art seelischem Kollaps – der endgültigen geistigen Umnachtung.

Doch was ist das alles gegen das Erleben des tatsächlichen Alleinseins. Mikes Bewußtsein war in einem Stadium heller Wachheit. Ein Zustand, der von den Mönchen gewollt war, denn er verstärkte seine seelischen Qualen.

Um ihn war das absolute Nichts. Kein noch so winziger Lichtstrahl verlor sich in die ihn umgebende Schwärze. Seine Situation war in etwa mit der eines Delinquenten vergleichbar, der im Mittelalter zur Strafe des Einmauerns bei lebendigem Leibe verurteilt wurde. Nur hatte dieser noch die Möglichkeit, wenigstens Geräusche zu hören, wenn auch vielleicht nur die des Donners oder des Windes.

Doch in dem schwarzen Nichts, das Mike umgab, herrschte Lautlosigkeit, jene gräßliche Lautlosigkeit, mit der ein Tiger sich nähert, ehe er sein Opfer anspringt.

Unmöglich, daß ein Mensch eine solche Tortur lange aushält, ohne dabei den Verstand zu verlieren. Jede körperliche Marter nimmt sich dagegen klein aus.

Mike Hunter schwebte in diesem Dunkel, als schwebe er in dem absoluten Nichts zwischen den Sterneninseln. Gewiß, er war stark, gab nicht so schnell auf, aber es war ihm klar, daß bald die Woge des Wahnsinns über ihm zusammenschlagen würde.

Immer wieder produzierte er gedankliche Hilfeschreie, sei es auch nur aus dem Grund, irgend etwas zu tun, nicht untätig zu sein.

Doch es wurde ihm keine Antwort. Damonas geistige Schwingungen erreichten ihn nicht, konnten das schwarzmagische Feld nicht durchdringen.

Und die Sekunden dehnten sich zu Tagen, die Minuten zu Monaten und die Stunden zu Jahren – so empfand Mike den Ablauf der Zeit. Immer öfter drängten sich in sein geistiges Bewußtsein erschreckende Bilder. Mike sah dämonische Fratzen, in denen satanische Augen glühten. Und diese Augen strömten eine zunehmende Lockung aus. »Komm zu uns!« signalisierten sie ihm. »Schließe dich uns an, dann wirst du wieder frei für ein neues, anderes Leben. Lasse alles hinter dir, komm zu uns!«

Am Anfang war es Mike leicht gefallen, diese Stimmen zu überhören. Doch je länger seine Gefangenschaft dauerte, um so mehr gruben sie sich in sein Bewußtsein ein. Und wenn sie verstummten, er nur noch von der Schwärze und der fürchterlichen Stille umgeben war, dann gab es sogar Augenblicke, wo er diese Rufe herbeisehnte, um nicht

mehr allein zu sein.

Immerhin war er noch in der Lage, Grausen darüber zu empfinden. Ein Zeichen dafür, daß die dämonischen Kräfte den Wall seines Widerstandes noch nicht durchbrochen hatten. In diesen »hellen«

Augenblicken war er sich klar darüber, daß er seine Niederlage nicht auf ewig hinausschieben konnte. Sie würden ihn kriegen, kurz vor dem Augenblick in dem er den Verstand verlor. Dann, in diesem Moment, hatten sie es geschafft – und wahrscheinlich den entscheidenden Sieg errungen. Damonas seelische Widerstandskraft würde dadurch so geschwächt sein, daß auch sie zu einer leichten Beute der Mönche des schwarzen Kreises werden mußte.

»Du hast richtig gedacht«, tönte eine grausame Stimme an die geistigen Ohren seines Bewußtseins. »Genau das wird eintreten. So sicher eintreten wie die Nacht, die dem Tage folgt.«

In der Schwärze formte sich das Haupt Ngogs. In den seelenlosen Augen saß abgrundtiefer Hohn.

»Wehre dich nur! Lange kannst du es nicht mehr. Und dann«, in den Augen glomm es triumphierend auf, »dann wirst du mein Diener sein! Gedulde dich, die Dienerin wird bald folgen. Du wirst dich freuen.« Ngog schloß mit einer Flut obszöner Worte, unter denen Mikes Psyche sich qualvoll wandt und krümmte. Das dämonische Haupt verschwand.

Nach diesem »Zwischenspiel« schwoll die Verzweiflung in Mike derartig an, daß er glaubte, sich aus dieser Woge nicht mehr befreien zu können. Und um ihm dies noch zu erschweren, vernahm er wieder die lockenden wispernden Stimmen.

Genau in diesem Augenblick höchster Verzweiflung geschah das, womit Mike nicht mehr gerechnet hatte: Etwas sickerte in ihn ein.

Etwas, das die Finsternis, die sich mehr und mehr in ihm breitmachte, im Nu vertrieb und Helligkeit in ihn einziehen ließ. Es bahnte sich seinen Weg nicht durch die Schwärze. Nein, es war plötzlich da, als ob es einer höheren Dimension angehörte und sie deshalb nicht passieren müßte.

Mikes geistiger Wesensform war zumute wie einem Ertrinkenden, der aus dem Wasser herausgezogen wird. Die Verzweiflung in ihm verschwand, wurde buchstäblich fortgerissen.

Die magische Energie des entmaterialisierten Schmucksteins wirkte nicht als Schutzschirm in der Art, wie sie es während des ersten dämonischen Angriffs auf Damona getan hatte – und dabei zerschlagen wurde. Das war ihr nicht möglich. Aber sie vermochte etwas anderes, etwas, was nur durch den geistigen Zustand Mikes geschehen konnte: Sie wurde zu einem integrierenden Bestandteil seines Geistkörpers. Und in dieser Art konnte sie wirken, ständig stärkend und aufrichtend. Von entscheidender Bedeutung war dabei

die Tatsache, daß diese Widerstandsursache auch von dämonischen Gehirnen nicht geortet werden konnte. Ganz bestimmt würde sie diese neue, nicht mehr vermutete Kraft bei ihrem Gefangenen in Erstaunen versetzen. Sie würden nachforschen, suchen nach einer von außen kommenden Ursache – aber sie würden nichts finden.

Und diese Kraft tat alles, um die Struktur des Geistes, in dem sie jetzt wohnte, wieder in Ordnung zu bringen, zu entzerren und zu entkrampfen. Gewiß, geistige Potenzen kennen nicht das, was die Menschen »Schlaf« nennen. Aber es gibt auch bei ihnen einen analogen Zustand. Es ist das Vermögen, in sich selbst ruhen zu können, eine Art geistigen Dahindämmerns. Und genau das war die richtige Therapie. Grenzenloses Wohlbehagen erfaßte Mike – und das Gefühl überschäumenden Glücks. Damona hatte ihm geholfen, das stand für ihn fest. Und sicher würde der Augenblick nicht mehr fern sein, wo der inneren die äußere Freiheit folgte. Diese Gedanken zogen noch an Mikes Bewußtsein vorbei. Dann, zuerst langsam und zögernd, doch rasch immer schneller werdend, rissen alle Gedanken ab.

***

Wieder hatte sich der schwarze Kreis zusammengefunden. Der Raum war derselbe. Nur ein Unterschied war gegenüber dem letzten Treffen zu erkennen: die hoch über dem Alter schwebende schwarze Wolke. Man konnte es eigentlich kein Schweben nennen, denn sie bewegte sich nicht um den Bruchteil eines Zolls. Wie ein riesiger schwarzer Stein »stand« sie in der Luft – starr und bewegungslos, unsagbar drohend.

Ngog hob seine Hand und deutete auf das magische Phänomen.

»Wir kommen mit dem Gefangenen nicht weiter. Ich weiß nicht, was es ist, aber seine Kraft nimmt nicht mehr ab, sondern zu.« Seine Augen funkelten höhnisch. »Aber das spielt jetzt keine Rolle mehr. Ich habe mit den Dunklen gesprochen.« Mit den Dunklen meinte Ngog die unsichtbaren dämonischen Wesenheiten des Universums.

Die anderen sechs Mönche beugten sich überrascht vor.

»Mit den Dunklen hast du gesprochen?« fragte Ortan achtungsvoll.

»Ja«, entgegnete Ngog. »Seit vielen Jahrtausenden habe ich sie nicht mehr um Rat gefragt. Doch diesmal ist es anders. Wir dürfen uns keinen Fehler erlauben. Die Weiße Hexe ist sehr stark.«

»Aus welchem Anlaß hast du es getan?« fragte Ortan. »Als wir das letztemal beisammen waren, erwähntest du nicht, daß…«

Ngog preßte bei dieser Frage seine Lippen so stark aufeinander, daß sie einen dünnen Strich bildeten. Dieser Ortan mit seinen provozierenden Fragen wurde ihm allmählich lästig. Nun, in wenigen Tagen hatte er genügend Zeit, ihn so zurechtzustutzen, daß er solche Fragen bestimmt nicht mehr wagte.

»Seit ich erkannt hatte, daß wir ihm«, wieder deutete Ngogs Hand auf die Schwärze über ihren Köpfen, »nicht beikommen. Eine Kraft ist in ihm, die ich und wir alle nicht packen können. Selbst die Dunklen haben mir darauf keine Antwort geben können.«

»Was haben sie dir geraten?« Xoorn stellte diese Frage.

Ngogs Gesicht verzog sich zu einer Fratze übelster Bösartigkeit. In seinen Augen glühte das Feuer grausamer Freude.

»Es ist ganz einfach. Wir werden Damona im Abgrund der Zeit verschwinden lassen. Die Dunklen haben sich bereit erklärt, die gewaltigen dazu notwendigen magischen Energien zur Verfügung zu stellen.«

Das Haupt des Oberherrn ruckte nach oben, und seine Augen blieben auf dem finsteren Klumpen haften. »Dann ist es auch vorbei mit dir«, murmelte er. »Dann ist überhaupt alles vorbei, was uns in dieser Zeitepoche hätte gefährlich werden können.«

Ngog senkte seinen Blick, ließ ihn über die Mönche schweifen.

Dann holte er tief Atem.

»Und jetzt laßt uns besprechen, was wir tun müssen.«

***

Eine heftige Windböe fegte über das Flugplatzgelände. Mit knallenden Geräuschen schlugen Fenster zu. Scheiben klirrten und zerbrachen mit lautem Scheppern. Über dem Himmel hing eine dicke Wolkenwand.

Romano Tozzi hatte seine Chefin zum Flugplatz gebracht. Im Augenblick standen sie in einer windgeschützten Ecke. Sie hatten nicht mehr viel Zeit. Der Elektrowagen, der die wartenden Fluggäste zu dem riesigen JUMBO bringen sollte, kam gerade angefahren.

Tozzi sah Damona forschend an. Seit einigen Tagen kam sie ihm wie ein umgedrehter Handschuh vor. Sie wirkte zwar immer noch sehr ernst, aber der Ausdruck der Angst und des Leids war aus ihrem Gesicht verschwunden. Ab und zu stahl sich sogar ein schwaches Lächeln um ihre Mundwinkel.

Der Italiener begriff diesen plötzlichen Stimmungsumschwung nicht. Mike Hunter, der Generalbevollmächtigte des King Konzerns, lag immer noch in tiefer Agonie. Und trotzdem diese Wandlung bei Damona.

Ihre Stimme riß ihn aus seinem kurzen, gedanklichen Monolog.

»Wir müssen uns verabschieden, sonst rollt der Wagen ohne mich davon.« Damona lächelte herzlich. »Die Sitzung ist morgen mittag zu Ende. Gegen Abend bin ich wieder hier.« Sie sah ihn bittend an.

»Bitte geben Sie mir sofort Bescheid, wenn es im Befinden von Mr. Hunter eine Änderung geben sollte. Sie wissen, ich bin immer telefonisch zu erreichen.« Sie drückte ihm die Hand und war im

nächsten Augenblick in dem Wagen verschwunden.

Tozzi blieb stehen und schaute dem Gefährt nach. Er wußte nicht, wie er es sich erklären sollte. Eine ausgesprochen negative Stimmung hielt ihn bereits den ganzen Tag in den Klauen. Wahrscheinlich war der plötzliche Wetterumschlag daran schuld, tröstete er sich.

Kurz darauf war es soweit. Die mächtigen Triebwerke des Düsenriesen nahmen ihre Arbeit mit einem dumpfen Grollen auf. Aus dem Grollen wurde ein immer lauter werdendes Röhren, das mehr und mehr in einen immer höheren Schallbereich einbrach, bis endlich das Arbeitsgeräusch, ein hohes, schrilles Jaulen erreicht war.

Langsam rollte der Gigant an, wurde immer schneller, bis sich seine Nase nach etwa zwei Dritteln der Landebahn hob. Das Fahrwerk folgte und dann das Heck der Maschine. Immer wieder faszinierte Tozzi dieses Abheben der Riesenvögel, die viele hundert Tonnen wogen.

Der JUMBO gewann zunehmend an Höhe, wurde schnell kleiner und stieß dann wie ein dicker, schwarzer Pfeil durch die dunklen Wolken.

Während Tozzi dem Parkplatz entgegenstrebte, beschäftigten sich seine Gedanken wieder mit Damona. Und das war gar nicht gut für sein Innenleben. Die überaus schöne Frau hatte es ihm mehr als nur angetan. Du Idiot, schimpfte er sich in Gedanken aus. Sie ist vergeben, an einen Mann, der sie verdient und der ein wunderbarer Kollege ist. Nein, eher würde er sich die Zunge abbeißen, als ein verräterisches Wort über seine Lippen zu bringen.

Die Sitzung in New York war nur eine Routinesache. Damona würde das mit der linken Hand schaffen. Eigenartig, wie sie die Menschen lenken konnte. Ein Blick von ihr genügte meistens, um selbst den größten Schreier still werden zu lassen. Tozzi hatte das schon viele Male miterleben können. Wenn Damona sprach, verbreitete sich eine mit dem Verstand nicht zu erklärende Atmosphäre der Harmonie. Deshalb wurden ihre Besprechungen oder Sitzungen immer zu einem vollen Erfolg. Jeder der Anwesenden hatte das Gefühl, einen entscheidenden Beitrag zu liefern, und Damona ließ jeden in diesem Glauben.

Romano Tozzi liebte rassige Sportwagen über alles. Diese Leidenschaft wurde nur noch übertroffen von seiner Neigung zu rassigen Frauen. Besonders glücklich war er dann, wenn er beides miteinander vereinen konnte.

Hier in Acapulco steuerte Tozzi einen knallroten Porsche. Er besaß mehrere Sportwagen. Jede Marke verschieden von der anderen.

Kurz darauf steuerte er durch das Verkehrsgewühl der Innenstadt.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, ließ er den Wagen in einer Nebenstraße stehen und begab sich zur Placa San Sebastian. An der Ecke des kleinen, vom Verkehrslärm unberührten Platzes befand sich eine sehr gemütliche Bodega. Tozzi hatte sie sofort nach seiner

Ankunft in Acapulco entdeckt. Seit diesem Augenblick zählte er zu den Stammkunden. Der Wein, der hier ausgeschenkt wurde, war sehr ordentlich. Und dazu gab es die scharfen, so herrlich schmeckenden mexikanischen Spezialitäten, die es ihm besonders angetan hatten. Die Aussicht auf die verlockenden Genüsse vertrieb in Tozzi den Rest der dunklen Stimmung.

Genau zwei Stunden später sollte es zu dem Augenblick kommen, der aus Romano Tozzi einen weinenden, gebrochenen Mann machte.

Er beschäftigte sich gerade hingebungsvoll mit einem saftigen, scharfgewürzten Rippenstück. Das Fleisch war ein Gedicht, zart und mürbe. Und erst der Geschmack! Noch nie in seinem Leben hatte Tozzi mit größerem Appetit, nein Heißhunger, gegessen als hier in dieser relativ bescheidenen Weinpinte.

Er kaute mit übervollen Backen. Das Bratenfett lief an seinen Mundwinkeln herunter. Immer wieder mußte die Papierserviette Schlimmes verhüten. In regelmäßigen Abständen griff dieser Spitzenmann einer Weltfirma nach dem billigen Weinglas, einen Schluck nach dem anderen daraus nehmend. Keine Frage – wer Tozzi kannte und hier sah, der mußte an seinem Verstand zweifeln. Aus dem geschniegelten, über hervorragende Umgangsformen verfügende Mann war ein völlig anderer Mensch geworden. Ein Mensch, der sich in nichts von den anderen, einfachen Leuten, die hier verkehrten, unterschied.

Tozzi war gerade dabei, sich einen neuen tiefen Schluck einzuverleiben, als es in dem kleinen Lokal jäh ruhig wurde. Die laute, durchdringende Stimme eines Rundfunksprechers schnitt wie ein Messer durch die plötzliche Stille. Menschen schrien entsetzt auf.

Tozzi hörte die Nachricht zuerst nicht genau. Die Behaglichkeit hielt ihn eingesponnen, als befände er sich in einem Kokon.

Er horchte erst dann auf, als das Wort »Flugzeugabsturz« zum x-tenmal fiel. Doch dieses Wort entriß den Italiener seiner seligen Stimmung. Wie ein Raubtier sprang ihn das dunkle Gefühl des Unheils an. Als er aufstand und zur Theke eilte um Näheres zu erfahren, waren seine Füße schwer wie Blei. Tozzi zitterte. Er ahnte nicht, nein, er wußte, daß etwas Fürchterliches passiert war. Daher also das düstere Gefühl an diesem Tag. Dann stand er vor Felipe, dem Inhaber dieses Etablissements.

Der Wirt blickte ihn freundlich an. Tozzi war ein gern gesehener Gast. Er verzehrte sehr fleißig, und seine Trinkgelder waren für diese Menschen hier einfach phänomenal.

»Por favor, Senor. Kann ich Ihnen helfen? Wünschen Sie etwas? Vielleicht Wein?«

Tozzi schüttelte den Kopf. Seine Augen schienen durch einen dunklen Nebel zu blicken. Er wollte sprechen, aber zuerst brachte er keinen

Ton aus seiner Kehle. Er schwitzte. Sein ganzer Körper war naß.

»Was war – mit der Meldung eben! Im Radio…« Tozzi brach ab, konnte nicht weitersprechen. Angstvoll beugte er sich vor. Vielleicht irrte er sich. Vielleicht war es eine ganz andere Maschine. Vielleicht

… In seinem Kopf begann es zu dröhnen.

Felipe schaute verwundert. Was war mit dem Mann nur los? Er war kreidebleich, und seine Augen sahen aus wie erloschen. Felipe begriff das nicht. Eben hatte er doch noch so vergnügt in der Ecke gesessen und einen mächtigen Appetit entwickelt.

Doch dann dachte der Wirt an die Frage, die ihm vorgelegt worden war. Er machte ein bedauerndes Gesicht.

»Oh, meinen Sie den schrecklichen Flugzeugabsturz? Furchtbar, die Maschine ist in den Golf gestürzt. Alle sollen tot sein.«

»War es die Maschine, die vor drei Stunden von hier nach New York gestartet ist?« fragte Tozzi mit vor Aufregung heiserer Stimme.

Er schluckte krampfhaft, konnte kaum die Antwort erwarten. Felipe machte ein ratloses Gesicht. Er schien die Katastrophennachricht nicht in allen Einzelheiten mitbekommen zu haben.

»Ja, das war die Maschine«, meldete sich ein anderer Gast zu Wort. »Der JUMBO war's. Ein Funkspruch ist aufgefangen worden. Die Triebwerke sollen plötzlich ausgesetzt haben. Dann waren nur noch kurz Schreie zu hören. Und dann…« Der Mann schwieg.

Tozzi hielt sich an der Theke fest. Alles um ihn verschwamm.

»Mein Gott«, flüsterte er, »mein Gott.«

Er nahm die jähe Ruhe nicht wahr, die sich plötzlich um ihn herum ausbreitete, sah nicht die mitleidigen Blicke, die sich auf ihn richteten. Mit einer automatischen Bewegung griff Tozzi in die Tasche und holte einen Geldschein heraus. »Da, für die Rechnung«, flüsterte er. Dann rannte er wie von Furien gehetzt aus dem Lokal.

Lange Sekunden blieb es still in der Bodega. »Armes Schwein«, murmelte Felipe. »Wahrscheinlich waren Angehörige von ihm dabei.« Er nahm den Geldschein hoch. Es war ein großer Schein. Sein Wert übertraf die Rechnung mindestens um das Zehnfache. Der Wirt wedelte unschlüssig damit herum. Schließlich schob er ihn in die Geldlade. »Er wird wiederkommen, dann kann ich ihm herausgeben.«

Die Menschen begannen wieder zu reden. Zuerst über das Unglück, dann, nach wenigen Minuten, über andere Dinge. Wieder wenige Minuten später war alles vergessen. Witze machten die Runde, dröhnendes Gelächter erscholl.

***

Damona lehnte sich bequem in ihren Sitz zurück. Außer ihr saß niemand in der ersten Klasse. Sie bestellte bei der Stewardeß ein Glas Sekt und zündete sich eine Zigarette an.

Die Maschine flog hoch über den Wolken. Die Sonne schien von einem makellos blauen Himmel. Sie zauberte huschende Schattenreflexe auf die wogenden Wolkenfelder. Der Schatten des Flugzeugs flüchtete darüber hin.

Der Sekt schmeckte, auch die Zigarette. Die behagliche Atmosphäre wirkte einlullend. Damona dachte an Mike. Sie wußte es, sein Geist ruhte, mußte keine Qualen ausstehen. Gestern hatte Professor Ortega ihr noch versichert, daß sein Zustand sich leicht gebessert hätte. Damona war voller Zuversicht. Notfalls würde sie diese teuflische Stätte aufsuchen und sich dem schwarzen Kreis zum entscheidenden Kampf stellen. Sie hatte keine Angst mehr. Nur noch wenige Tage, »dann«, – so hatte ihre Mutter gesagt… »wirst du besser gerüstet sein, wird sich dein Kraftpotential wieder regeneriert haben.«

Müdigkeit überflutete sie. Damona legte ihren Kopf zurück und schlief ein.

Sie wußte nicht, wie lange sie geschlafen hatte. Trampeln und lautes Schreien weckten sie. Damona war sofort hellwach. Ihr parapsychischer Extrasinn signalisierte höchste Gefahr.

Das Flugzeug hing so schräg in der Luft, daß sie sich festhalten mußte um nicht nach vorne zu fallen. An den Bullaugen flogen dichte Wolkenfetzen vorbei. Kein Zweifel, der JUMBO stürzte. Es war nur noch nicht sicher, ob es sich um ein vom Piloten gewolltes Manöver handelte oder um einen Absturz.

Der Winkel wurde noch steiler. Die verdrängte Luft pfiff und heulte um den Flugzeugrumpf. Das Schreien aus der Economy Klasse wurde durchdringender, verzweifelter. Im Lautsprecher knackte es.

Der Pilot meldete sich. Seine Stimme klang schrill, war voller Todesangst.

»Wir stürzen ab! Ich kann das Flugzeug nicht mehr halten. Gott sei uns gnädig!« Ein wildes Schluchzen ertönte.

In Damona wurde es kalt – und ruhig. Sie entspannte sich und schloß die Augen. Einige Sekunden dauerte es, bis ihr Geist in die Versenkungsphase einmündete, und die Geräusche verstummten.

Kaum war dies geschehen, als ihr paranormales Extrabewußtsein die Führung übernahm und den weiteren Ablauf steuerte.

Das schützende, blockierende Feld wurde aufgehoben, als die unendlich feinen, geistigen Antennen zu arbeiten begannen Energie, psychische Energie aufzunehmen. Das Extrabewußtsein bündelte diese Energie, verwendete sie dazu, die Atomstruktur von Damonas grobstofflichem Körper zu »entzerren«, um anschließend den Teleportationseffekt einzuleiten.

Die Vorbereitungen dauerten nur wenige Sekunden. Dann kam der entscheidende Augenblick. Die aufgenommene und gebündelte Energie schoß im Bruchteil einer Sekunde durch ihren Körper, ergriff

jedes einzelne Atom davon. Der geistige Befehl folgte unmittelbar danach.

Damonas Körper verschwamm, wurde zu einem Nebel. Der Platz, auf dem sie eben noch gesessen hatte, war leer.

Der JUMBO raste wie ein nach unten gerichteter Pfeil seinem Verderben entgegen. Mit schrillem Heulen stieß er durch die dichte Wolkendecke.

Unten herrschte ein Inferno. Das Meer wurde von einem schweren Taifun aufgewühlt. Was sich zeigte, war nicht bloß Wasser, sondern eine schäumende, gischtende Hölle mit übereinanderstürzenden, haushohen Wellen.

Die Menschen in der todgeweihten Maschine benahmen sich unterschiedlich. Die meisten von ihnen schrien und brüllten vor Angst und Todesnot. Einige wenige hingen mit stumpfen Augen in ihren Anschnallgurten, ergeben das Unabänderliche erwartend. Andere wieder beteten. Nur ein älterer Herr benahm sich völlig anders. Er rauchte eine Zigarre. Um seinen Mund lag ein Lächeln, und in seinen Augen schimmerte Mitleid.

Wie ein riesiges Geschoß raste der Düsengigant der Wasseroberfläche entgegen. Eine Riesenwelle hob sich ihm entgegen.

Dann kam der Aufprall. Der schmetternde Knall übertönte sogar das infernalische Heulen und Tosen des Taifuns. Eine gewaltige Feuersäule reckte sich zum Himmel und sackte langsam in sich zusammen. Das schauerliche Drama hatte sein Ende gefunden.

***

Der Ablauf des schrecklichen Ereignisses entsprach genau den Plänen der Mönche. Das Versagen der Triebwerke hatten sie verursacht. Sie hatten ihre telekinetischen Kräfte vereinigt und mittels Fernwirkung den gewünschten Effekt erzielt.

Ihr Ziel war die Vernichtung der Weißen Hexe, wie Ngog Damona nannte. Als der Oberherr den anderen Mitgliedern des schwarzen Kreises den Plan offenlegte, Damona im Abgrund der Zeit verschwinden zu lassen, gab es darin einen einzigen Unsicherheitsfaktor: Besaß die Weiße Hexe die Fähigkeit zur Teleportation oder nicht? Denn nur wenn Damona diese Fähigkeit besaß, war eine Zeitversetzung möglich.

Doch dieser Unsicherheitsfaktor war nur von untergeordneter Bedeutung. Damona mußte vernichtet werden, egal, auf welche Weise.

Unter normalen Umständen war sie nicht angreifbar. Ngog wußte, daß ihre Parasinne ihr jede herannahende Gefahr blitzschnell meldeten. Deshalb mußte eine sichere Methode gefunden werden, die nur zwei Alternativen besaß: den sofortigen körperlichen Tod des Opfers – oder wenn sich Damona der Gefahr durch Teleportation

entziehen konnte – ihre Zeitversetzung in eine graue Vergangenheit.

Und eine solche sichere Methode war bald gefunden. Einer der Mönche war dauernd damit beschäftigt gewesen, Damona mittels des magischen Kristalls zu überwachen. Der Plan der Mönche begann, als die Chefin des King Konzerns das Flugzeug bestieg. Damona war verloren – entweder so oder so! Es gab keine Rettung mehr für sie.

***

Während des Teleportationsvorgangs war zuerst alles so wie sonst.

Die Dunkelheit – das unkörperliche Schweben in ihr – die Stille.

Während dieser Phase war das Zeitempfinden völlig ausgeschaltet.

Der Ausbruch aus der gewohnten in eine übergeordnete Dimension bedeutete auch den Ausbruch aus dem gewohnten Zeitgefüge.

Damona besaß zwar noch nicht sehr lange die Fähigkeit, die Atomstruktur ihres Körpers aufzulösen und sie als unsichtbare »Wolke« in einem beliebigen Ziel wieder neu zu formieren. Aber dieser »Sprung« war nicht ihr erster. Deshalb wußte sie, wie die nächste, abschließende Phase auszusehen hatte. Sie würde das jähe Gefühl des Fallens haben, des Stürzens in eine bodenlose Tiefe. Und dann würde sich in dem Dunkel ein zuerst winziges, doch schnell immer größer werdendes Licht zeigen. Das war der Augenblick, in dem die Atomwolke ihres Körpers wieder zueinander strebte, die Bindungskräfte ihre Wirksamkeit aufs neue entfalteten.

Und dann würde der Rest der Schwärze wie ein zuckender Blitz verschwinden. Nur noch Helligkeit war dann um sie – um ihren Körper, der sein geplantes Ziel erreicht hatte.

Wie gesagt, die erste Phase verlief nicht anders als Damonas geistige Potenz es gewohnt war. Doch als sie den Anbruch der zweiten Phase erwartete, geschah etwas völlig Ungewohntes mit ihr. Sie hatte das Gefühl, von einem ungeheuren Strudel erfaßt zu werden. Sein Sog war so gewaltig, daß sie sich ihm hilflos überlassen mußte.

Gleichzeitig hatten die feinen, geistigen Sensoren von Damonas Parabewußtsein das Empfinden, immer weiter von dem Ziel abgetrieben zu werden. Dieses Empfinden kann mit dem schrecklichen Gefühl eines Schiffbrüchigen verglichen werden, den eine Strömung an der rettenden Insel vorbeizieht, zurück ins offene Meer.

Immer tiefer wurde sie in den Trichter des magischen Strudels hineingezogen, immer mehr entfernte sich das Ziel von ihr. Damonas Geistkörper versuchte alles, sich dem unerbittlichen Zug zu widersetzen. Aber die Kräfte, die nach ihr griffen, überstiegen die ihrigen so sehr wie die Kraft eines Elefanten der einer Ameise. Die finsteren, dämonischen Wesenheiten eines ganzen Universums hatten sich zusammengeschlossen um Ngog und die Mönche des schwarzen Kreises zu unterstützen. Die beiden Parteien – Ngog mit seinen

Mönchen auf der einen, und Damona auf der anderen Seite –, hatten nur eine Art Stellvertreterfunktion inne. In Wirklichkeit währte dieser Kampf schon seit ewigen Zeiten. Ein Kampf, der auch in den Ewigkeiten der Zukunft immer aufs neue gekämpft werden wird.

Damona gab ihren Widerstand auf. Es hatte keinen Sinn, sich total zu verausgaben. Sie hatte das Gefühl, den Rest ihrer Energie noch sehr notwendig brauchen zu können.

Plötzlich, von einem Augenblick zum anderen, hörte die rasende Strudelbewegung auf. Eine unnatürliche Ruhe folgte. Damonas Geist arbeitete fieberhaft, analysierte das ihr noch unerklärliche Geschehen um es durchschauen zu können.

Aber es gelang ihr nicht. Sie wußte nicht, welcher Art dieser Mahlstrom war, der sie eben davongetragen hatte. Doch eines wurde ihr klar: Es war zutiefst feindlichen Ursprungs.

Die letzte Phase ihres Teleportersprungs war wieder »normal«.

Licht blitzte in dem Dunkel auf. Ein immer heller werdendes Licht.

Auch das Gefühl des Stürzens stellte sich ein. Auch anschließend das Empfinden einer zunehmenden Verdichtung, ausgelöst durch das Zusammenfinden und das Sichordnen ihrer atomaren körperlichen Struktur.

Und dann war der Prozeß zu Ende. Der Rest der Dunkelheit verschwand wie fortgewischt – Damonas Körper materialisierte endgültig. Wie ein Flirren war es – und dann wie ein leichter Ruck. Damona öffnete die Augen.

***

Eine glühheiße Sonne brannte vom Himmel. Der tiefgebräunte Körper des nur mit einem Lendenschurz bekleideten Mannes duckte sich. Der Felsen, hinter dem er kauerte, bot ihm eine vorzügliche Deckung. Auch der Wind stand günstig. Das Wild, hinter dem Lorak aus war, konnte ihn nicht wittern.

Der Eingeborene hob langsam und vorsichtig seinen Speer, dessen scharfe Spitze aus einem langen, mühselig bearbeiteten Tierknochen bestand. Dann schlich er vorsichtig um den äußersten Ausläufer des Felsens herum. Gleich war die Beute sein. Das Fleisch der Antilope würde von seinem kleinen Stamm jubelnd begrüßt werden.

Das ahnungslose Tier graste friedlich, nur knappe zehn Yards von Lorak entfernt. Die Augen des jungen Eingeborenen glänzten.

Gleich war die lange Jagd zu Ende. Der athletische Oberkörper bog sich zurück. Wenn er nach vorne schnellte, würde sich gleich darauf der Speer in den Leib des Tieres bohren.

So dachte Lorak. Wie hätte sein primitives Gehirn auch ahnen können, daß es ihm bestimmt sein sollte, Zeuge eines übernatürlichen Vorgangs zu werden.

Dicht neben der Antilope begann die Luft plötzlich zu flimmern.

Nicht die Hitze war daran schuld, dazu war das Flimmern zu stark.

Als es nach wenigen Sekunden verging, schwebte eine kleine, zarte Wolke dort. Lorak ließ den Speer wieder sinken und starrte mit immer größer werdenden Augen auf das rätselhafte Geschehen. Was war das nur? Furcht wollte von ihm Besitz ergreifen. Doch er schüttelte die aufkommende Angst ab. Lorak war ein mutiger Mann, der sich, nur mit seinem Speer bewaffnet, den grimmigen Raubtieren des Dschungels zum Kampf stellte. Sein kraftvoller Körper war narbenübersät. Bis heute war er immer siegreich geblieben.

Das kleine, zartrosafarbene Wölkchen tanzte wie unentschlossen hin und her. Die Antilope hörte auf zu grasen und hob den hörnergeschmückten Schädel. Über das Fell des Tieres lief ein Zittern. Die dunklen, ausdrucksvollen Augen öffneten sich angstvoll. Es duckte sich und machte jäh einen Riesensatz. Dann verschwand es im Unterholz des dichten Dschungels, der die Lichtung umgab.

In Lorak kam das Gefühl der Enttäuschung gar nicht hoch. Wahrscheinlich hatte er die Flucht des Tieres gar nicht bemerkt. Zu stark waren seine Sinne in das vor ihm sich abspielende Schauspiel eingesponnen. Die Wolke bewegte sich nicht mehr. Starr verharrte sie, nur wenige Fuß über dem Boden schwebend.

Und dann, von einer Sekunde zur anderen, »floß« sie auseinander, verteilte sich, mehr und mehr die Umrisse eines Menschen annehmend. Gleichzeitig verdichtete sie sich. Und je mehr sie das tat, um so mehr zeigten sich Einzelheiten. Sie wirkten noch verschwommen, so, als ob ein dünner Nebel darüber läge.

Ein leichter Ruck ging durch das Phänomen. Der Nebel riß auseinander, und es zeigte sich die Gestalt einer Frau. Sie stand still da, wie erstarrt. Doch dann öffnete sie die Augen.

Von Loraks Lippen löste sich ein zitterndes Stöhnen. Unwillkürlich wich er zurück. Sein Herz hämmerte. Das Bewußtsein, daß ihm eine Göttin erschien, lähmte seinen Körper. Nur sein primitiver Verstand funktionierte. Hoffentlich war es eine gute Göttin – hoffentlich brachte sie kein Verderben über ihn und seinen Stamm.

Angst kroch in dem jungen Wilden hoch. Noch nie in seinem Leben hatte er dies Gefühl so gespürt wie in diesem Augenblick. Zu dem Angstgefühl gesellte sich Entsetzen, als sich die Augen der Göttin in die seinen senkte. Lorak wimmerte unter dem Blick, der ihn bis zum Grund seiner Seele ausleuchtete. Ein gurgelnder Aufschrei kam aus seiner Kehle, dann stürzte Lorak zu Boden, demütig den Kopf in seine geöffneten Hände bettend.

Die Fassungslosigkeit war nicht nur auf der Seite des Eingeborenen. Dieses Gefühl überschwemmte auch Damona, als sie nach der Materialisation um sich blickte. Sie stand auf einer Urwaldlichtung.

Die schmalere Seite davon fand ihre Grenze in dem breiten, majestätischen Strom, dessen lehmfarbene Fluten träge ihrem Ziel entgegenrollten. Leichter, im schwachen Wind tanzender Nebel lag darüber. Viele Jahrzehntausende später sollte dieser Strom auf der ganzen Welt als Ganges bekannt sein. In Indien würde man ihn sogar den Ehrennamen »Mutter aller Ströme« geben.

Dann fiel ihr Blick auf den jungen, wie erstarrt stehenden Wilden.

In seinen Augen las sie einen Ausdruck, der sie erschauern ließ. Es war alles in einem: Angst und Entsetzen ebenso wie Demut und Ehrfurcht.

O mein Gott, wo bin ich? dachte sie. Vor dem Teleportersprung hatte sie ihr Ziel memoriert – die Dachterrasse im Cosmopolitain!

Was war die Ursache, daß der Sprung nicht geglückt war?

Damonas Augen senkten sich in die des jungen Jägers. Sie versuchte, in seinem Gehirn zu lesen, aber es fand sich keine verwertbare Information. Es war ein sehr primitives Gehirn. Sie betrachtete forschend den Kopf des Mannes, die starken Augenwülste, die niedrige Stirn und die breiten Backenknochen. Der Schädel war rund, besaß keine besondere, ausgebildete Form. Der Körperbau vermittelte die Ahnung von der animalischen Kraft, die in ihm wohnte. Irgendwie kam er Damona archaisch vor. So etwa mußten die Menschen vor hunderttausend Jahren ausgesehen haben, dachte sie – und fuhr zusammen, als ob sich ein Kübel Eiswasser über sie ausgeleert hätte. Es war der Augenblick, als Lorak sich auf den Boden warf und zitternd sein Ende erwartete.

Eine unglaubliche, schreckliche Vision stieg in Damona hoch.

Konnte es sein, daß ihr Teleportersprung sie anstatt nach Acapulco in die Vergangenheit geführt hatte? Vielleicht sogar in eine weit zurückliegende Vergangenheit? Damona schwankte unter der Wucht dieser Vorstellung. Unwillkürlich keuchte sie laut auf. Der auf dem Boden liegende Eingeborene zuckte zusammen. Wimmern wurde hörbar.

Doch die Tochter Vanessas verlor auch bei diesem Gedanken nicht die Beherrschung. Wo sie auch weilte, egal in welcher Zeit – wenn es einen Weg hierher gab, dann mußte es auch einen Weg zurück geben.

Eine Idee kam ihr. Gleißend hell, wie ein funkelnder Blitz. So konnte es gehen! So konnte sie Gewißheit erlangen!

Ohne auf den demütig am Boden liegenden Mann zu achten, traf Damona ihre Vorbereitungen für einen erneuten Teleportersprung.

Und wieder sollte ihr Ziel das Cosmopolitain Hotel in Acapulco sein. Es war nicht ausgeschlossen, daß sie sich hier irgendwo im indischen Dschungel oder vielleicht in den riesigen Regenwäldern Südamerikas befand. Vielleicht war der breite Strom vor ihr der Amazonas. Schließlich sind Teleportationen nie so exakt wie ein Fahrplan. Das

war auch ein Grund – wenn auch nur ein nebensächlicher – dafür gewesen, daß Damona nur dann zu diesem Mittel griff, wenn höchste Gefahr drohte. Außerdem kosteten diese Sprünge sehr viel Energie.

Es klappte reibungslos. Wieder löste sich die Atomstruktur ihres Körpers auf. Ihre atomare Zustandsform konnte mit einem Pfeil verglichen werden, der, von der Sehne ihres Geistes abgeschnellt, auf sein Ziel zuschoß.

Die Stelle, wo Damonas Körper »werden« sollte, war haargenau jene, wo sich nach einem fast unendlichen Zeitraum der Wolkenkratzer des Cosmopolitain erheben würde. Doch jetzt, in dieser Zeit, befand sich hier nur leere Luft.

Damonas Abenteuer hätte um ein Haar schlimme Folgen gehabt.

Doch ihr Extrabewußtsein bewahrte sie. Es verzögerte die vollständige Materialisation um den Bruchteil einer Sekunde und veranlaßte eine geringe Ortsveränderung. So kam es dazu, daß die Weiße Hexe nur wenige hundert Yards von ihrem geplanten Ziel wieder ihr körperliches Bewußtsein erlangte.

Schon wenige Sekunden genügten, um Damona Gewißheit zu verschaffen. Sie hatte dieses Panorama noch nie gesehen – und trotzdem war es ihr auf seltsame Weise vertraut. Dahinten, die gezackte Felsengruppe, an der sich die Wellen des Stillen Ozeans brachen, oder im Hintergrund die sanft geschwungene Hügelkette, die in fernen Zeiten die internationalen Hotels von Acapulco tragen würden.

Jetzt war dort noch dichter Urwald. Und rechts von ihr die kleine Sandbucht… Damona erschauerte bei diesem Anblick. Sie ging näher auf das Ufer zu, bis hin zu der Stelle, wo das Wasser ihre Füße netzte und setzte sich auf einen kleinen Felsblock.

Kaum ein Mensch wäre in dieser wahrhaft ungeheuerlichen Situation ruhig und besonnen geblieben. Abgrundtiefe Verzweiflung hätte von ihm Besitz ergriffen – mit dem Wahnsinn im Gefolge.

Auch Damona hatte noch vor kurzer Zeit die Angst gespürt, die Angst um einen geliebten Menschen. Sie war mutlos gewesen, weil sie keinen Weg sah, um helfen zu können. Doch jetzt sah sie sich einer grundsätzlich anderen Situation gegenüber. Jetzt ging es um sie selbst. Es ging darum, einen Weg zu finden, der sie aus dieser Vergangenheit wieder in ihre eigene Zeit zurückschleuderte.

Eigenartig, sie fühlte nicht die geringste Angst. Damona wußte, daß ihre parapsychischen Fähigkeiten den Anfang dieses Weges bedeuteten. Sie bildeten gewissermaßen den roten Schlüssel, der richtig zugefeilt werden mußte, um die Mechanismen des Zeitschlosses zu bewegen. Diese Arbeit würden die feinen Sensoren ihres Geistes übernehmen. Jetzt galt es, die Zuversicht zu bewahren.

Eines war Damona inzwischen ganz klar geworden: Ihre

Zeitversetzung war das Werk des schwarzen Kreises. Er hatte den Augenblick abgewartet, als sich ihr Körper und ihr Geist während einer kaum meßbaren Zeiteinheit im psychischen Hyperraum befanden.

Und dann hatten die dämonischen Geschöpfe zugeschlagen! Hart und erbarmungslos. Im Augenblick konnten sie triumphieren, aber Damona war davon überzeugt, daß das letzte Wort dazu noch nicht gesprochen war.

Eine Idee kam ihr. Sie würde sich zurückversetzen an den Ort, wo sie auf den jungen Wilden gestoßen war. Sie brauchte Menschen, Menschen, die ihr auf irgendeine Art und Weise helfen konnten.

Wie diese Hilfe im einzelnen beschaffen sein mußte, konnte sie noch nicht sagen. Aber immerhin, es gab auch für sie Lebensbedürfnisse, die befriedigt werden mußten. Dazu gehörten Essen und Trinken ebenso wie eine Höhle zum Schlafen.

***

Ungefähr zehn Meilen nördlich von der Stelle entfernt, an der Lorak die Göttin entdeckt hatte, wuchs eine steile Bergkette in die Höhe.

Der letzte Berg dieser Kette war zugleich der höchste. Auf seinem Gipfel lag ewiger Schnee. Die Eingeborenen nannten ihn ehrfürchtig ARL KEM GOSSAR, was in der primitiven Sprache dieser Menschen ungefähr heißt: »Tor zu den Göttern«.

Auf halber Höhe des Gipfels zweigte ein kleines Tal ab. Es war ein sehr fruchtbares Tal und besonders gut zur Verteidigung geeignet.

Hier lebte der Stamm der Yakare, zu dem auch Lorak zählte. Der Stamm war nicht groß, umfaßte mit Frauen und Kindern nicht mehr als an die dreihundert Menschen. Ihre Unterkunft fanden sie in einem ausgedehnten und weitverzweigten Höhlensystem.

Das Zentrum des Tales bildete ein kleiner, kristallklarer Bergsee.

Um ihn herum erstreckten sich saftige Wiesen. In dieser Höhe war nichts von dem giftigen Hauch des Dschungels und der in ihm herrschenden drückenden Hitze zu spüren. Die Luft war klar und von erfrischender Kühle.

Damona weilte jetzt bereits seit drei Wochen bei den Yakare. Die Menschen hier waren stolz darauf, eine Göttin als ihren Gast bei sich zu haben. Nach ihren einfachen Vorstellungen mußte es sich um eine Göttin handeln. Konnte ein normaler Sterblicher unsichtbar durch die Luft fliegen und in Blitzesschnelle den Ort aufsuchen, an dem er zu sein wünschte? War ein menschliches Geschöpf fähig, riesige Steinbrocken nur mit der Kraft des Geistes durch die Luft zu schleudern? Nein, diese Taten konnten nur von Göttern vollbracht werden. Auch Matabele, der mächtige Stammeszauberer, vermochte dies nicht.

Und eben mit diesem Stammeszauberer unterhielt sich Damona gerade. Sie war schon oft während ihres Hierseins mit dem uralten Mann zusammengesessen, hatte mit ihm ein säuerlich schmeckendes Getränk getrunken, daß die Yakare aus irgendeiner Pflanze gewannen, und dazu das gebratene Fleisch erlegter Tiere gegessen.

Matabele war ein Mann, der eigentlich in dieser Zeit nichts zu suchen hatte. Er besaß einen scharfen Verstand und dazu Eigenschaften, die Damona schon öfter in Erstaunen versetzt hatten. Matabele verfügte auch über starke magische Kräfte. Natürlich lange nicht in der Stärke wie Damona, aber sie waren groß genug, um selbst ihr Achtung abzunötigen.

Damona empfand es als großes Glück, auf diesen Mann gestoßen zu sein. Die Sensoren ihres Parabewußtseins hatten sein Gehirn abgetastet und waren dabei auf eine weit überdurchschnittliche Intelligenz gestoßen. Es konnte nicht anders sein: Matabele war so etwas wie ein Mutationssprung der Natur ins Ungewisse, der damaligen Zeit um viele Jahrtausende voraus. Schon nach wenigen Tagen hatte es Damona nicht mehr als Wagnis betrachtet, den Alten über ihre wirkliche Situation zu unterrichten. Sie brauchte Hilfe. Und diese konnte sie nur – vielleicht – finden, wenn sie Matabele ins Vertrauen zog.

Eigenartig, der Zauberer hatte gar keine Überraschung gezeigt, sondern sie nur lächelnd angesehen. Doch dann war er sehr ernst geworden. Kurz darauf hatte er sich mit der Bemerkung entfernt, daß er noch zu tun hätte und nicht länger bleiben könne. Damona unterhielt sich nicht auf die normale Art mit ihm. Auch Matabele war der Telepathie mächtig.

Anschließend hatten sie sich fast jeden Tag gesehen. Aber der Alte wehrte immer ab, wenn Damona das Gespräch auf die dämonischen Kreaturen bringen wollte. Sie solle noch Geduld haben, sagte er ihr jedesmal. Damona zweifelte bereits. Konnte es sein, daß sie Matabele überschätzt hatte?

Doch als er sie gestern in ihrer kleinen, mit vielen Fellen prächtig ausgestatteten Höhle besuchte, war sein Gesichtsausdruck ein anderer als sonst gewesen. Seine Augen, trotz seines hohen Alters noch voller Jugendfrische, hatten geleuchtet, als er sie anblickte.

»Morgen«, hatte er bedeutungsvoll zu ihr gesagt. »Morgen ist es soweit. Du wirst dich freuen!«

Und jetzt war Matabele bei Damona. Die junge Frau befand sich in einer unbeschreiblich angespannten Verfassung. Ihre paranormalen Sinne witterten förmlich, daß der Alte gleich eine sensationelle Mitteilung machen würde.

Sie saßen sich einige Zeit gegenüber. Matabele lächelnd, Damona voller nervöser Erwartung. Schließlich konnte sie sich nicht mehr

beherrschen.
»Hast du eine Möglichkeit gefunden?« fragte sie zögernd.
Matabeles Lächeln vertiefte sich. »Ich glaube ja«, sagte er dann.
»Und…?« Damona sprach dieses Wort mit drängender Stimme.
»Wir werden dir ermöglichen, mit dem Geist deiner Mutter in Kontakt zu treten. Sie wird dir wichtige Hinweise geben können. Hinweise, ohne die du nicht in deine Zeit gelangen kannst.«
»Wie soll das geschehen?« fragte Damona ungläubig.
»Der gesamte Stamm der Yakare wird dir dabei helfen. Wir werden einen einzigen seelischen Körper bilden. Seine Kraft wird so groß sein, daß du mit seiner Hilfe sicher Erfolg haben wirst.«
Damona schwieg. Sie war fassungslos. Sie war es, obwohl sie auf Hilfe gerechnet hatte. Aber nie hatte sie ein solches Angebot erwartet. Es war unmöglich, selbst für ihren Verstand und ihr Wissen unbegreiflich. Wenn sie das konnten, dann waren diese »Wilden« auf parapsychischem Gebiet viel weiter als die sogenannten Normalbürger in ihrer Zeit. Nun, eine Erklärung dafür konnte sein, daß die Menschen hier nie den Pesthauch der Zivilisation gekostet hatten.
Ihre Sinne waren unverbildet, waren noch nicht durch die vielen Genußgifte abgestumpft und unempfindlich geworden. Außerdem kannten sie noch nicht jenen Egoismus, der die eigene Person immer und *in* jedem Fall in den Vordergrund stellt.
»Du hast etwas vergessen«, unterbrach Matabele ihr Nachdenken.
»Was habe ich vergessen?«
»Wir stehen der Schöpfung noch näher als ihr. Wir leben noch mit ihr und durch sie, wenn du verstehst, was ich damit meine. Die Taten des Geistes, die in eurer Welt als dummer Aberglaube belächelt werden, sind für unser Denken selbstverständlich, weil wir den Geist nicht verneinen – und damit seine Wirkung anerkennen. Wir glauben daran – und deshalb kommen diese Kräfte zu uns und gehorchen unserem Willen.« Matabele schwieg. Immer noch saß das warme Lächeln in seinen Augen.
Damona holte tief Atem. Sie hatte auf einmal das Empfinden, einer Geistigkeit ungeahnten Ausmaßes gegenüber zu Stehen.
»Habt ihr das schon öfter gemacht? Ich meine die Vereinigung zu einem psychischen Ganzen?«
Der Alte schüttelte den Kopf. »Nein, nicht oft. Während meines ganzen Lebens war das nur dreimal der Fall. Diese Kraft darf nicht vergeudet werden, um unnütze Dinge zu erlangen. Dann würde sie sich einmal gegen uns wenden, und wir wären verloren.«
Ein Schauer durchzog Damonas Körper. Hunderttausend Jahre in der Vergangenheit stieß sie auf eine Ethik von wahrhafter Größe.
Seltsam, wenn sie in diesem bewegenden Augenblick erfahren hätte, daß sie nie damit rechnen könne, in ihre Zeit zurückzukehren – sie

hätte nicht geweint. Doch kaum war ihr dieser Gedanke gekommen, da schalt sie sich eine dumme Gans. Auf sie wartete eine große Aufgabe – die Vernichtung der dämonischen Bestien! In ihrem Gehirn formte sich eine Frage.

»Und was geschieht, wenn es mir gelingt, von meiner Mutter die Informationen zu erhalten, die ich deiner Meinung nach benötige?«

Aus Matabeles Gesicht wich das Lächeln. Plötzlich wurde es *von* tiefem Ernst überschattet.

»Dann näht die Entscheidung. Glaube mir, es ist zu schaffen. Auch wir kennen diese Bestien seit langer Zeit. Aber an uns trauen sie sich nicht heran. Gewiß, wir könnten ihnen nicht auf ewig widerstehen, wenn sie es darauf anlegten. Aber der Preis dafür ist ihnen sicher zu hoch.«

Einen Augenblick durchzuckte Damona eine verrückte Idee. Was für eine Bedeutung für die Zukunft würde es haben, wenn es ihr hier gelänge, Ngog mit seinem Schlangengezücht zu vernichten?

Aus früheren Erzählungen des Alten war ihr klar geworden, daß der schwarze Kreis bereits in dieser Zeit existierte. Vielleicht schon lange Jahrzehntausende.

Aber Damona wies diesen Gedanken sofort weit von sich. Unmöglich, daß ihr das in dieser Zeit gelingen konnte. Denn dann dürfte es den schwarzen Kreis in der Zukunft überhaupt nicht geben. Nein, diese Idee war unnütz. Der schwarze Kreis konnte erst in ferner Zukunft vernichtet werden, und zwar in der Zeit, der sie, Damona, angehörte.

Sie blickte hoch, in die freundlichen Augen Matabeles.

»Wann ist es soweit?«

»Schon heute abend«, antwortete der Alte. »Die Vorbereitungen dazu werden bereits getroffen. Außer den Kindern nehmen alle Männer und Frauen des Stammes daran teil. Sie tun es gerne, denn sie verehren dich und wollen dir helfen.« Als Matabele sich wenig später von ihr verabschiedete, sagte er: »Du hast noch einige Stunden Zeit. Nutze sie zur Entspannung deines Geistes – und vertraue uns und deiner eigenen Kraft.«

***

Die Nacht war von diamantener Klarheit. Damona hatte ihre Höhle verlassen und blickte nachdenklich in den funkelnden Sternenhimmel. Der volle Mond sah aus wie eine silberne Scheibe auf schwarzem Samt.

Wenn es ihr gelang, wieder in ihre Zeit zurückzukehren, dann waren Mond und Sterne hunderttausend Jahre älter geworden. Eine vom Verstand her nie zu begreifende Tatsache. Damona atmete zitternd aus. Die Beherrschung der Zeit – ein uralter Menschheitstraum – war nicht mehr eine bloße Fiktion, nein, sie war möglich!

Aber was für Folgerungen würden sich daraus ergeben? Was würde passieren, wenn es Wesen gab, die auf Grund ihrer magischen Fähigkeiten in der Lage waren, die Zeit zu manipulieren? Was zum Beispiel, wenn der Ablauf der Vergangenheit verändert werden konnte? Waren Zeitparadoxa die Folge?

Damona wagte nicht, weiterzudenken. Diese Fragen waren mittels normaler Logik nicht zu beantworten. Auch ihr Parabewußtsein rührte sich nicht, wußte nichts darauf zu sagen.

Eine Stimme ertönte in ihrem Inneren. Es war die gedankliche Stimme Matabeles.

»Du kannst kommen, wir sind bereit.«

Damona ging durch das Gewirr der Felsen in das Tal hinab. Sternenschimmer und Mondschein gaben genügend Licht.

Es war eine nicht zu beschreibende mystische Stimmung, die von ihr Besitz ergriff. Mit jedem Schritt verstärkte sich diese psychische Aura, die Damona wie in einen unsichtbaren Nebel einhüllte. Eine fast absolute Stille herrschte. Kein Wind bewegte die Luft und kein Rascheln oder Trappeln eines Nachttieres war zu vernehmen. Die Natur schien den Atem anzuhalten.

Und dann erreichte Damona den dicht neben dem See gelegenen kleinen Platz, der den Yakare als Versammlungs- oder Beratungsplatz diente. Der See leuchtete unter dem Mondlicht wie ein Spiegel aus Silber.

Der Platz wurde von einer langen Kette von Menschen umsäumt.

Ihre Haltung war von einer seltsamen Starre.

»Stelle dich in die Mitte des Platzes. Sie ist dort, wo der Felsblock aufragt.«

Damona folgte Matabeles Anweisung und schritt auf den Felsen zu. Schauer auf Schauer überrieselte ihren Körper. Die Aura, die sie während des Abstiegs von ihrer Höhle gefühlt hatte, war hier unendlich stärker. Ein ungeheurer, immer dichter werdender Block reiner psychischer Energie umgab sie. Irgendwie hatte Damona das irrsinnige Gefühl, keine Schwere mehr zu besitzen, im nächsten Augenblick wie ein welkes Blatt von einer Sturmböe erfaßt und davongewirbelt zu werden.

Endlich stand sie vor dem Felsen. Sie blieb stehen, unschlüssig darüber, ob sie den bezeichneten Platz schon erreicht hatte.

»In dem Felsen sind kleine Stufen. Oben ist eine Plattform. Gehe nach dort!« Matabeles Stimme war ruhig, voller Kraft und Zuversicht.

Damona folgte seinen Worten. Bis zur Plattform waren es genau dreißig Stufen.

Die fast vollkommen ebene Fläche, auf der sie dann stand, war ein Quadrat mit einer Seitenlänge von rund zwanzig Fuß.

»Stelle dich genau in die Mitte der Fläche. Wenn du das getan hast,

dann konzentriere dich. Denke nur an deine Mutter! Bündele deine gesamten psychischen Energien und vereinige sie mit den unseren. Du bist jetzt wie ein Speer – wir werden dich schleudern!«

Als Damona sich konzentrierte, spürte ihr Geist den ungeheuren Kraftstrom, der von den Menschen unten ausging. Es stimmte, was Matabele ihr gesagt hatte. Sie waren in diesem Augenblick ein einziger – psychischer – Körper.

Ihre Kraft war gewaltig, unendlich stärker als die Energie, die sie, Damona, aufbringen konnte. Doch über eines verfügten sie nicht: über jenes parapsychische Extrabewußtsein, über das Damona gebot. Sie waren zwar in der Lage, riesige psychische Energien aufzufangen und zu speichern – aber sie besaßen nicht das Werkzeug dazu, sie gewissermaßen wie ein Künstler zu modellieren oder wie ein Virtuose auf ihr zu spielen. Deshalb war ihnen Damona so unendlich überlegen.

Natürlich mußte die Kombination von beidem – der Fähigkeit der Yakare, gewaltige Kraftpotentiale zu erzeugen und Damonas Fähigkeit, diese Energie in beliebige »Formen« zu pressen um beliebige Wirkungen zu erzielen – Ergebnisse hervorbringen, von denen Damona bisher noch nicht einmal zu träumen wagte.

Damonas Gedanken brachen jäh ab, fortgeschwemmt von der Flut, die sich in ihren Geist ergoß. Einen langen Augenblick glaubte sie, diesem titanischen Energiezufluß nicht gewachsen zu sein. Sie stöhnte auf.

»Entkrampfe dich! Öffne deinen Geist! Du brauchst dich nicht zu fürchten!« Es war die Stimme Matabeles. Sie verströmte Beruhigung.

Damona tat es – und spürte sofort die Erleichterung, die danach folgte. Immer noch ergoß sich die geistige Kraft der Yakare in sie, aber es machte ihr jetzt nichts mehr aus.

Und dann spürte Damona eine andere Auswirkung. Ihr Geist reagierte auf eine kaum glaubliche Weise. Sie hatte das Gefühl, einem ungeheuren Weitungsprozeß ausgesetzt zu sein. Damit einher ging das Bewußtsein, über Kräfte zu gebieten, die sonst nur in den Händen der Götter sind.

Doch auch dieses Gefühl verging.

Übrig blieb der zur lohenden Flamme gewordene Wunsch, den geistigen Kontakt mit der Mutter herzustellen. Mit Vanessa, deren Körper in einem steinernen Sarkophag ruhte, und deren Geistleib immer dann aktiv wurde, wenn sich Damona in Gefahr befand. Sicher hatten die Mönche auch das herausgebracht. Aber hier, hunderttausend Jahre in der Vergangenheit, war auch der Geist Vanessas zur Passivität verurteilt. Um diesen Zeitabgrund zu überwinden, bedurfte es Energien, über die sie nicht verfügte.

Damonas nach innen gerichtete Konzentration wurde so stark, daß sie ihren Körper nicht mehr fühlte. Sie spürte nur, daß sich ihr Geist

verdichtete, im übertragenen Sinne die Form eines Pfeils annahm, der gleich von einer mächtigen Sehne abgeschnellt werden würde.

Er sollte die Klüfte und dunklen Abgründe der Zeit überwinden.

Und dann war es soweit! Damonas Bewußtsein fühlte sich von einer gewaltigen Kraft gepackt und in tiefes Dunkel geworfen. Es war nicht das Dunkel zwischen den Sternen. Es war vielmehr das Dunkel, das die Dimensionen voneinander trennt. Manchmal riß es auseinander, und Damona sah, daß sich die Sterne bewegten als seien es Lichter in den Händen spielender Kinder. Jedesmal, wenn Damona die blitzenden Lichtinseln im All erblickte, war ihre Konfiguration eine andere.

Allmählich nahm die Kraft des Impulses ab. Damona spürte es daran, daß sich der Wechsel zwischen dem Dunkel und seinem Aufreißen mehr und mehr verlangsamte, die Intervalle immer größer wurden.

Das war der Augenblick, ihre eigene Kraft zu mobilisieren und ins Treffen zu schicken. Sie tat es, verausgabte sich dabei bis zum letzten. Doch das war nicht alles. Schon jetzt begann sie, mit der Stimme ihres Geistes nach der Mutter zu rufen. Doch es kam keine Antwort.

Damona wußte nicht, welcher Zeitraum zwischen dem Beginn ihrer »Reise« und dem Jetzt bestand. Vielleicht gab es ihn gar nicht.

Die Handlungen und Gedanken des Geistes sind zeitlos, das wußte Damona schon seit langem. Aber dieses jetzige Erleben machte sie unsicher.

Wieder öffnete sich das dunkle Tor zwischen den Dimensionen, und wieder erblickte sie einen vollkommen veränderten Sternenhimmel. Wieviel Jahrzehntausende mochte sie bereits hinter sich gebracht haben?

Nach dem erneuten Eintauchen in das Dunkel geschah das, was sie voller Sehnsucht erwartete. Wieder hatte sie gerufen – und Antwort erhalten. Sie war kaum zu hören, aber es war unverkennbar die Stimme ihrer Mutter. Nicht die körperliche, sondern die geistige Stimme.

Dieser Erfolg fachte in Damonas Geistkörper den Funken der Hoffnung zur hellen Flamme an. Neue Energien wurden in ihr wach, Energien, die sie gar nicht mehr in sich vermutet hatte.

Und dann war es endlich soweit. Eine Stelle des Dunkels riß auseinander, diesmal aber nicht die Sterne zeigend, sondern ein tiefes, strahlendes Blau. Und in seinem Zentrum erschien das Antlitz von Vanessa, ihrer Mutter. Es zeigte sich nicht so klar, wie Damona es gewöhnt war. Ein Beweis dafür, daß sie sich noch nicht in ihrer eigenen Zeit befand. Auch die Stimme ihrer Mutter klang verzerrt, war aber trotzdem gut zu verstehen.

»Du brauchst mir nichts zu erzählen, ich weiß, daß der schwarze Kreis deinen Körper in eine ferne Vergangenheit hineingezwungen

hat.«

Damona war fassungslos. »Wie kannst du das wissen? Wieso weißt du eigentlich immer alles?« Schon früher hatte sie oft diese Frage stellen wollen. Eigenartig, es war nie dazugekommen.

»Zwischen mir und dir besteht ein bedeutender Unterschied«, antwortete Vanessa. »Mein Körper ist tot, ist nicht mehr mit meinem Geist verbunden. Das geistige Band zwischen beiden existiert nicht mehr. Da ich diesen Ballast« – Vanessa lächelte… »nicht mehr mit mir herumschleppen muß, eröffnet sich mir der Zugang zu Dimensionen, die dem menschlichen Geist sonst nicht offenstehen. Und hier erfahre ich, was ich wissen will – von geistigen Wesenheiten, die unendlich hoch über uns stehen.«

Damona verließ dieses Thema. Jetzt waren andere Dinge wichtiger. Hastig berichtete sie über das, was sie bisher erlebt hatte. Sie schloß mit den Worten:

»Du siehst, es besteht die Aussicht, nicht wie jetzt nur mit dem Geist, sondern sogar mit dem Körper zurückzukommen. Matabele und sein Stamm werden mir dabei helfen. Doch was meinem Geist möglich ist, das Zurückfinden ohne Anhaltspunkte, also ohne Koordinaten, ist für den materiellen Körper unmöglich.«

Vanessa lächelte. Sie mußte von Anfang an, also seit Damonas Verschwinden, gewußt haben, daß die Trennung nur sehr kurz sein würde.

»Ich kann dir die Daten sofort geben. Passe auf und merke sie dir gut!«

Eine Informationsflut ergoß sich in Damonas geistiges Bewußtsein.

Sie brauchte keine Angst zu haben, auch nur die kleinste Einzelheit davon zu vergessen. Im Gegensatz zum materiellen, körperlichen Gehirn ist das geistige Bewußtsein in der Lage, auch die allergeringsten und unwichtigsten Kleinigkeiten auf ewige Zeiten unverrückbar zu behalten.

»Frage sie, ob sie etwas besitzen, was dir helfen kann, Ngog *hier* zu vernichten.« Vanessas Stimme klang schwächer. Auch ihr Abbild verlor langsam die Konturen, zitterte wie eine Wasserspiegelung, die eine Welle verwischt.

Jede Zeit hat ihre spezifische Gravitationswirkung. Es war die Gravitationswirkung *der* Zeit, aus der Damonas Geist kam, die jetzt ihre Wirkung entfaltete. Sie ist am besten zu vergleichen mit einem gezogenen Gummiband, das nach dem Loslassen wieder in seine alte Lage zurückschnellt. Das Bild ihre Mutter verwischte sich vollends.

Sie sagte noch etwas, aber Damona verstand sie nicht mehr.

Der Rücksturz geschah in der Art eines zuckenden Blitzes. Er war um vieles schneller als ihr Hinauseilen in eine Zukunft, die hunderttausend Jahre entfernt war. Aber das war sogar begreiflich,

denn die Gravitationskraft der Zeit beschleunigte die Rückkehr.

Und dann fühlte Damona wieder, daß sie einen Körper besaß. Sie öffnete die Augen und sah sich auf der Plattform des Felsens stehen.

Ihr Blick fiel auf die Menschen, die den Felsen in einem weiten Kreis umgaben. Immer noch standen sie reglos da, wie ein Ring steinerner Statuen.

Damona wurde von einem Gefühl ergriffen, das sich nicht beschreiben läßt. Sie hatte einen tiefen Blick in die Ewigkeit getan.

Einen Blick, der das Geschehen von hunderttausend Jahren umfaßte.

Sie erinnerte sich an die wechselnden Sternkonfigurationen – und erschauerte.

»Ich spüre es, du hast Erfolg gehabt.« Es war Matabeles Stimme, die diese Worte »sprach«.

»Ja, das habe ich«, antwortete Damona. »Auch die Daten habe ich, von denen du sprachst.« Eine ungeheure Müdigkeit griff nach ihr.

Plötzlich war es ihr unmöglich, noch einen Fuß vor den anderen zu setzen. Schlafen, nur schlafen, dachte sie. Kein anderer Gedanke als dieser hatte jetzt Platz in ihrem Gehirn. Langsam sank sie zu Boden.

Sie spürte den harten Fels nicht als sie sich auf ihm ausstreckte. Sie spürte auch nicht, daß sie von hilfreichen Händen hochgehoben und in ihre Höhle gebracht wurde.

Matabele blieb noch einen Augenblick bei ihr und betrachtete die Schlafende. Der brennende Kienspan in seiner Hand Warf huschende Schattenreflexe über das schöne Gesicht. Ein Zucken lief über den ausgestreckten Körper. Der Alte bückte sich und griff nach einem Fell, es mit einer behutsamen Bewegung über die Schlafende legend.

Die Götter meinen es gut mit ihr, dachte der alte Magier. Sie haben sie in unsere Zeit gebracht. Ein Glück für sie, denn wir können ihr helfen. Durch uns wird sie wieder den Weg zurück finden.

Matabele dachte nach. Aber warum hatten die Götter das getan?

Es war doch sinnlos, herzukommen, nur um wieder in die eigene Zeit zurückzukehren.

Matabele steckte das brennende Holz in eine Felsritze und kauerte sich hin. Schon seit Tagen beschäftigte ihn diese Frage. Sie überfiel ihn immer wieder, ließ ihn nicht mehr los.

Die Erleuchtung kam, fast im selben Augenblick. So, als ob es Tage der Vorbereitung bedurft hätte, bis sie sich gedanklich artikulieren konnte.

Es war wie ein Blitz, der durch das Gehirn des alten Mannes fuhr und jeden Winkel darin ausleuchtete. Und dann wußte Matabele, was er tun mußte. Daß er diese Möglichkeit nicht sofort gesehen hatte! Diese Frau kam aus der Zukunft. Einer Zukunft, in der es immer noch diese dämonischen Bestien gab.

Matabeles Augen verloren ihre Wärme und erstrahlten in einem

düsteren Licht. Ihm waren Ngog und die sechs Mönche keine Unbekannten. Sie hatten ihm die Eltern genommen und auch nach seinem Leben getrachtet. Matabele hatte lange nicht gewußt, warum das so war. Erst nach vielen Jahren konnte er dieses Rätsel lösen.

Seine Eltern und er waren anders gewesen. Anders im Sinne einer wesentlich höheren geistigen Potenz. Sie fühlten Fähigkeiten in sich wachsen, die sie zuerst entsetzt hatten. Nur allmählich lernten sie, damit umzugehen. Matabeles Vater wurde Häuptling der Pali, eines großen, mächtigen Stammes im Norden. Dann hatte er versucht, mehrere große Stämme zu einem Volk zu vereinigen.

Doch da hatten diese Magier des Teufels eingegriffen. Matabele erinnerte sich noch genau an den Abend, als zu Ehren der Jagdgöttin ein großes Fest veranstaltet worden war. Große Feuer hatten gebrannt. Und Fleisch gab es in Hülle und Fülle. Auch Kawi, ein berauschendes Getränk, das aus einer Baumfrucht gewonnen wurde.

Als das Fest seinen Höhepunkt erreicht hatte, trat das Ereignis ein, an das sich Matabele noch heute mit Grausen erinnerte.

Sieben fremde, unbekannte Männer standen plötzlich vor dem erhöhten Lager des Häuptlings. Niemand vermochte zu sagen, woher sie gekommen waren. Die Luft schien sie ausgespuckt zu haben.

Alle sieben steckten in schwarzen Kutten. Ihre Hände waren ineinander verschränkt. Sie sagten nichts. Kein Ton kam von ihren Lippen. Doch dafür sprachen ihre Augen um so mehr. Die Schwärze darin schien zu lodern. Ihre Gesichter strahlten eine derartige Bösartigkeit aus, daß die Menschen ihre laute Fröhlichkeit vergaßen und still wurden.

Der Häuptling hatte sich von seinem Platz erhoben. Matabele hatte es gesehen: Der Körper seines Vaters erstarrte zu einer unnatürlichen Regungslosigkeit.

Und dann hatte der erste dieser Männer, wahrscheinlich war es der Anführer, seine Hände gehoben und sie auf sonderbare Art durch die Luft kreisen lassen. Auch sein Mund hatte sich bewegt, aber niemand hatte die finsteren Worte verstanden, die seinen Lippen entströmten.

Das Entsetzen war über die Menschen gekommen, als die Worte des Fremden endeten und seine Hände sich senkten.

Der Häuptling schrie plötzlich auf. Sein Gesicht verzerrte sich. In den Augen zeigte sich ein Ausdruck grenzenloser Qual. Und dann stieg Dampf hoch. Dichter, bläulicher Dampf, der den Häuptling mehr und mehr einhüllte. Seine Schreie wurden lauter, zeugten von den furchtbaren Schmerzen, die er erdulden mußte. Es stank nach verbrennendem Fleisch.

Matabele, damals noch ein Jüngling, hatte sich auf die Wolke gestürzt um seinen Vater aus ihr herauszuziehen. Noch heute, nach mehr als einem langen Menschenalter, trugen seine Arme und Hände

die tiefen Narben, die er sich bei diesem Versuch zugezogen hatte.

Es hatte nichts genutzt. Der Körper des Todgeweihten hatte gestanden als wäre er mit dem Erdboden verwachsen. Die Schreie wurden zu einem Wimmern, das langsam verstummte. Im selben Augenblick verschwand die Wolke und Matabeles fassungslose Augen sahen dort, wo noch vor wenigen Augenblicken sein Vater sich fröhlich dem Fest hingegeben hatte, einen stinkenden Aschehaufen.

Schmerz und ein erstickender, heißer Zorn waren in ihm hochgestiegen. Matabele hatte sich umgedreht, wollte sich auf den Fremden stürzen und ihn für diese ungeheuere Missetat zu bestrafen, auch ihm den Tod geben. Doch die Stelle, wo die sieben Männer eben noch gestanden hatten, war leer.

Viele Jahre später hatten die Bestien versucht, auch ihm nach dem Leben zu trachten. Aber zu dieser Zeit war er bereits bei den Yakare.

Ihr Vermögen, große psychische Kraftpotentiale aufzubauen, hatte ihn geschützt. Aber Matabele wußte, daß Ngog es immer wieder versuchen würde.

Schon damals hatte er einen Plan zur Vernichtung dieser Bestien entwickelt. Einen Plan, der durchaus erfolgversprechend aussah.

Doch jetzt, nach der Ankunft der Frau, die aus einer fernen Zukunft kam, wußte Matabele, daß sein Hoffen umsonst war. Wenn die dämonischen Ungeheuer noch in dieser Zukunft ihr Unwesen trieben, dann war das der Beweis dafür, daß er, Matabele, keinen Erfolg haben würde.

Der Kienspan war fast heruntergebrannt. Das Licht war kleiner geworden und begann schon zu flackern. Der Alte kauerte immer noch auf derselben Stelle. Plötzlich richtete er sich mit einem jähen Ruck auf. Als er die Höhle verließ, hatte er einen Entschluß gefaßt.

Wenn es ihm nicht gelang, Ngog mitsamt seiner höllischen Brut zu vernichten, dann mußte es Damona können. Matabeles Augen funkelten grimmig auf. Er würde seinen Teil dazu beitragen.

***

Damona betrachtete neugierig den seltsamen Kristall, den Matabele in seiner Handfläche hielt. Es war ein rosafarbener Quarzkristall. Sie nahm ihn in die Hand – und hätte ihn fallengelassen, wenn Matabele nicht blitzschnell zugegriffen hätte.

»Was ist das für ein Stein?« fragte sie. Damona keuchte. Ein prickelnder Strom hatte sich in sie ergossen. Es war nicht unangenehm gewesen, aber Damona hatte das Gefühl gehabt, von einer fremden, mächtigen Geistigkeit berührt zu werden.

Matabele lächelte als er antwortete. Doch nur sein Mund lächelte, nicht seine Augen. In ihnen erkannte Damona den Ausdruck tödlichsten Hasses.

»Das ist ein ganz besonderer Kristall. Der Stamm der Yakare und der Stamm der Pali haben die psychische Energie mehrerer Generationen in ihn eingespeichert.« Matabeles Augen zeigten tiefe Trauer.

»Uns selber kann er nicht mehr nützen, denn täte er das, dann dürfte es Ngog in deiner Zeit nicht mehr geben. Ab heute gehört der Kristall dir. Er wird dir mit Sicherheit helfen können. Ich habe mir etwas dazu ausgedacht. Höre jetzt gut zu! Du darfst nichts vergessen! Es kommt auf die kleinste Einzelheit an.«

Je weiter Matabele mit dem Erläutern seines Plan kam, um so erregter wurde Damona. Das war die Lösung! Nur so konnte sie aussehen! Es war nicht zu begreifen – ein Mann aus der tiefsten Steinzeit gab ihr die Waffe in die Hand, die ihr noch fehlte.

»Ist die in dem Kristall gespeicherte Kraft so groß wie die Energie, die meinem Geist dazu verhalf, die Schranke der Zeit zu überspringen?«

Matabele hob seine Schultern. »Ich weiß es nicht. Aber ich glaube, daß sie weitaus stärker ist. Was in dem Kristall steckt, ist reine geistige Energie. Sie ist noch roh, noch nicht ausgerichtet auf einen bestimmten Zweck.« Die Augen des Alten verdunkelten sich. »Diese Gabe besitzen wir nicht. In dieser Beziehung kann man uns mit einem überaus starken, muskelbepackten Körper vergleichen – dem das Gehirn fehlt, diese Kraft zu steuern.«

Die dunklen Augen blitzten auf, verloren die Traurigkeit. »Du wirst siegen, ich weiß es! Und meine Genugtuung ist, daß wir auch ein wenig an diesem Sieg beteiligt sein werden.«

Sein Antlitz hob sich. Ein Ausdruck erschien in ihm, der prophetisch genannt werden konnte. Und dann hörte Damona Worte, die sie nie mehr vergessen sollte. Es waren Worte, die wie eherne Glockenschläge tönten.

»So reichen sich Vergangenheit und eine im Nebel verborgene Zukunft die Hände, denn nur gemeinsam können sie die unholdischen Bestien des Teufels vernichten.« Matabeles machtvolle Augen bohrten sich in die Damonas.

»Du bist das Werkzeug dieser weit auseinanderklaffenden Zeiten. Du bist der Hammer in ihren Händen. Schlage zu, eiskalt und ohne Erbarmen! Du tötest keine Menschen – auch keine Tiere – du tötest das fleischgewordene Böse!«

***

Die Loslösung war nur mehr eine Routinesache. Damona konnte sich nicht erinnern, dies in ihrer Zeit so leicht und problemlos geschafft zu haben. Woran es wohl liegen mochte, daß ihre Parakräfte hier unverhältnismäßig besser »griffen«?

Und dann hatte sie es geschafft, Damonas geistiges Selbst schwebte

über einem Panorama, das sie schon einmal mit ihren geistigen Augen überblickt hatte. Es hatte sich nicht geändert. Auch jetzt – tief in der Vergangenheit – reckten sich zahllose Bergspitzen in den Himmel. Wie ein weißes Leichenhemd, lag tiefer Schnee darüber.

Die Landschaft war von einer unbeschreiblichen Wildheit, vermittelte nicht das geringste Gefühl, daß Leben hier wohnte.

Und doch war es so! Damona sah den kegelförmigen Berg, der tief unter ihr aufwuchs und dessen gezackte Spitze aussah wie das Haupt eines urweltlichen Drachens. Damona erinnerte sich genau an die Eindrücke, die ihre Mutter in sie hatte einträufeln lassen. Ihr Geist gab ihrem Extrabewußtsein einen Befehl.

Sofort senkte sich ihre geistige Zustandsform hinunter, nahm dabei denselben Weg, den auch ihre Mutter eingeschlagen hatte.

Und dann war es wie bereits erlebt. Damonas Geistkörper glitt durch die grobstoffliche Struktur der Materie als wäre diese nur ein dünner Nebel. Sie glitt durch Gänge und Kammern, die von titanischer Geistenergie vor Unzeiten in den Berg gebrannt worden waren.

Endlich hatte sie ihr Ziel erreicht: den Raum mit dem Altar. Nichts war anders. Alles bot sich genauso dar, wie es nach hunderttausend Jahren der Fall sein würde. Der quadratische Altar mit den bestialischen Gestalten, die aus seinen vier Ecken herauswuchsen – die Altarplatte, deren Schwärze keiner irdischen Materie eigen war. Nur eines fehlte: der schwarze Dampf über dem Altar, Gefängnis für Mike Hunter.

Damona hatte genug gesehen. Jetzt kam der eigentliche Teil ihrer Aufgabe – ein Versteck für den Kristall zu finden. Ein sicheres Versteck für einen Zeitraum, der ruhig eine Ewigkeit genannt werden konnte.

Und Damona fand dieses Versteck in Gestalt einer schmalen, in die Tiefe führenden Felsspalte. Sie glitt hinein – und schwebte abwärts, in eine dunkle Tiefe. Dann tat sich eine große Höhle auf, wie geschaffen für das, was sie suchte. Ihr Geist prägte sich eine kleine, wannenförmige Vertiefung ein. Anschließend schwebte sie wieder nach oben.

Und dann spürte sie die Ausstrahlung des Bösen so stark, daß ihr Geistleib sich wandt und krümmte. Damona erblickte Ngog. Er stand auf einer kleinen, terrassenartigen Ausbuchtung. Sein Körper sah in seiner Reglosigkeit aus, als sei er selber aus Stein gehauen. Er hielt die Augen geschlossen. Die Arme waren ineinander verschränkt. Das schreckliche Gesicht des Dämons sah genauso aus, wie es Damona in Erinnerung hatte. Nicht um eine Nuance jünger.

Das Gefühl der Lähmung, das Damonas Extrabewußtsein kurz umfangen gehalten hatte, verschwand. Wie ein Blitz zuckte ihr Geist an den Ort zurück, an dem sich ihr materieller Körper befand. Doch damit war ihre Aufgabe noch nicht gelöst. Gut, sie hatte das Versteck

für den Kristall gefunden. Jetzt hieß es, ihn nach dort zu befördern.

Und das war nur mit Hilfe eines Teleportersprunges möglich. Ob das auch so reibungslos gelang? Es gab nämlich einen großen Unsicherheitsfaktor: den Kristall. Wie würde er sich verhalten? War es möglich, daß er sich einer Entstofflichung widersetzte? Konnte es sein, daß die in ihm eingeschlossenen psychischen Energien dabei auf einen Schlag frei wurden? Ein entsetzliches Unglück mußte die Folge sein. Die titanische geistige Woge würde das Leben auf einem ganzen Kontinent auslöschen wie ein Windstoß eine Kerzenflamme auslöscht.

Auch Matabele hatte ihr auf diese Frage keine genaue Auskunft geben können. Doch er war zuversichtlich gewesen.

»Daran vermag ich nicht zu glauben. Unmöglich, daß sich die im Kristall eingeschlossene psychische Energie gegen die richtet, die sie erzeugt und gespeichert haben. Nein, nein, sie wird sich von dir formen lassen, deinem geistigen Befehl gehorchen.«

Und dann »sprang« Damona!

Er gelang ihr ohne die geringste Anstrengung. Während dieses zeitlosen Augenblicks fühlte sie sich von einer Kraft getragen, die wie eine mächtige Woge wirkte. Eine Woge, die sie an ihr Ziel »spülte« und dort sanft absetzte.

Als Damonas Körper wieder »wurde« – tief unter dem kegelförmigen Berg – hatte auch der Kristall diese Metamorphose durchgemacht. Kühl und glatt ruhte er in ihren Händen.

Doch als ihn Damona in die kleine, wannenförmige Vertiefung hineinlegte, glühte der Stein plötzlich in einem funkelnden, blauen Licht auf. Das blaue Leuchten erfaßte Damona, badete ihren Körper darin. Kaum war das geschehen, als der Kristall sich wieder verdunkelte.

Damona holte zitternd Atem. Sie konnte sich das Geschehen nicht erklären. Auch ihr empfindlicher Extrasinn blieb ruhig. Es war zutiefst unlogisch, was sich eben abgespielt hatte. Das blaue Licht, das nach ihrem Körper gegriffen hatte, war nicht nur bloßes Licht gewesen. Es war Leben gewesen! Ein seltsam unwirkliches Leben, sich vielleicht seiner selbst noch nicht bewußt, aber doch Leben. Und Damona hatte ein mächtiges Gefühl in diesem Leben schwingen gefühlt: Liebe und ein grenzenloses Vertrauen.

Und sie hatte auch ein Geschenk erhalten. Damona konnte nicht genau sagen, was es für ein Geschenk war. Aber sie wußte mit einer an Gewißheit grenzenden Klarheit, daß diese Kraft, die sie eben berührt hatte, ihrem geistigen Bewußtsein einen mächtigen Anstoß gegeben hatte. Einen Impuls, der in ihrer Entwicklung einen großen Sprung nach vorne bedeutete.

Und sie sollte dieses Wissen gleich bestätigt finden. Ihr »Rücksprung« war von einer Leichtigkeit, die sie bisher noch nie gefühlt hatte. Die

Phasen die sie sonst immer hatte durchmachen müssen, gab es nicht mehr. Der »Sprung« glich jetzt dem Öffnen einer Tür und dem nachfolgenden Betreten eines anderen Raumes. Dazwischen lag lediglich ein kurzes Flirren, ein winziger, kaum meßbarer Augenblick der Dunkelheit. Das war alles.

Als sie Matabele von der rätselhaften Reaktion des Kristalls erzählte, sah der Alte sie mit einem Gesichtsausdruck an, der in Damona ein seltsames Gefühl der Unsicherheit hervorrief. Ehrfurcht lag darin und jene Liebe, die kein Begehren kennt und das Geben zum Prinzip erhoben hat.

»Deine und die im Kristall eingeschlossene Energie harmonieren miteinander. Deshalb kam es zu diesem Lichtausbruch. Und ein Bruchteil der ausstrahlenden psychischen Kraft verblieb in dir, gab dir das Gefühl der Stärkung deines Bewußtseins.«

»Als ob in dieser Kristallenergie Leben gesteckt hätte – so kam es mir wenigstens vor«, antwortete Damona nachdenklich.

In Matabeles Gesicht trat ein seltsamer Ausdruck. Er machte eine Armbewegung, die alles zu umgreifen schien – die Nähe ebenso wie den Horizont.

»Was lebt nicht? Alles lebt! Es ist nur eine Frage des Bewußtseins, das sich im Menschen am stärksten entwickelt hat. Vielleicht hast du richtig empfunden. Vielleicht hat diese ungeheuere Menge an psychischer Energie, die wir in den Kristall haben einfließen lassen, ein eigenes Bewußtsein hervorgebracht.«

Die Augen des Alten leuchteten. »Es wird aktiv werden. Es hat viele Jahrzehntausende Zeit dazu. Für dich ist es nur ein kurzer Augenblick. Zu vergleichen mit dem flüchtigen Schatten einer Wolke, die an der Sonne vorbeizieht. Doch du wirst es erleben, wenn du wieder ›drüben‹ bist. Du wirst dieses weiterentwickelte Bewußtsein der Kristallenergie spüren.«

Damona antwortete nicht. Zu ungeheuerlich erschien ihr diese Zukunftsvision. Und doch – warum sollte das nicht möglich sein? Gab es überhaupt unmögliches? Gerade sie, Damona, fühlte sich berechtigt, eine solche Frage zu stellen. Ihre Parafähigkeiten waren der beste Beweis dafür, daß sogenannte Unmöglichkeiten nur Schleier sind, die darauf warten, fortgezogen zu werden.

Matabele unterbrach ihre philosophischen Gedanken. In seiner »Stimme« schwang Trauer.

»Heute abend ist es soweit! Bereite dich auf deine Rückkehr vor!«

Dann drehte er sich mit einer abrupten Bewegung um, wollte sicher nicht den Schmerz zeigen, der in seinen Augen lag.

***

Und dann stand Damona wieder auf der Plattform des Felsens. Der

den Platz umgebende Ring der Menschen war diesmal dicker. »Der Stamm der Pali wird ebenfalls kommen«, hatte Matabele ihr schon vor Tagen gesagt. »Alleine sind wir zu schwach. Aber zusammen mit ihnen wird unser Vorhaben gelingen.«

»Ich sage dir jetzt Lebewohl!« ertönte Matabeles Stimme zum letzten Mal in Damonas Gehirn. »Für dich werden nur wenige Augenblicke vergangen sein, und doch wird uns dann eine Ewigkeit voneinander trennen.« Einen Augenblick schwieg die Stimme. Als sie weitersprach, war die Trauer in ihr verschwunden. Eine warme Welle der Zuversicht und der Stärke entströmte ihr und fand den Weg zu Damonas geistigem, Bewußtsein.

»Was uns nicht gelang, muß und wird dir gelingen. Du bist dazu berufen, Ngog mitsamt seinem finsteren Orden den Garaus zu machen. Habe Zuversicht, vertraue deinen Fähigkeiten! Sie sind dir nicht umsonst in die Wiege gelegt worden.«

Matabeles Stimme verstummte. Damona wußte, daß sie ihn nie wieder hören würde. Nie wieder würden sich seine dunklen und ausdrucksvollen Augen auf sie richten, und nie wieder würde sie seine warme Menschlichkeit spüren. Einen Augenblick wurde der Schmerz über diese Erkenntnis so stark in ihr, daß ihr Parabewußtsein sich weigerte, mit der Konzentrationsphase zu beginnen.

Doch im selben Moment strich etwas über sie hin, über ihr Bewußtsein. Unendlich sanft und voller Güte. Es vertrieb den Schmerz und glättete ihre Seele.

Diesmal war alles ganz anders. Aber diesmal sollte ja nicht »nur« ihr Geist, sondern auch ihr Körper über den Abgrund der Zeit geschleudert werden.

Es begann in der Art eines Teleportersprungs. Nur unendlich stärker. Dunkelheit legte sich um sie. Aber diese Dunkelheit währte viel länger, schien kein Ende nehmen zu wollen. Und in dieser Dunkelheit sprachen wispernde Stimmen. Sie waren nicht zu verstehen. Es hörte sich ungefähr so an wie eine große Menschenmenge, die sich nur leise unterhält. Und dann öffnete sich das Dunkel. Damonas geistiges Selbst sah wirbelnde Sternhaufen vorüberziehen; sie erblickte aufflammende Sonnen und solche, die dicht vor dem Auslöschen standen. Wie ein Film zog ein Stück Schöpfungsgeschichte an ihren geistigen Augen vorüber.

Der Zug, der Damona durch das Meer der Zeit riß, war gewaltig.

Der Impuls, der sie fortgeschleudert hatte, ließ nicht nach, ein Beweis für die Kraft derer, die ihn erzeugt hatten. Eigenartig, sie konnte denken – richtig denken während dieser sausenden »Fahrt«, deren jede Sekunde Jahrhunderte oder sogar Jahrtausende umfaßte.

Später spürten die empfindlichen Organe ihres parapsychischen Extrabewußtseins, daß die Kraft, die sie vorantrieb nachließ. War es

möglich, daß sie sich bereits in ihrer Zeit befand oder blieb sie irgendwo im Zeitstrom hängen?

Doch kaum hatte Damona diesen Gedanken zu Ende gedacht, als das Bild des Universums um sie verschwand und auch ihr Bewußtsein auslöschte. Tiefe, namenlose Dunkelheit umgab sie. Aber diese Schwärze strömte keine feindseligen Impulse aus. Sie war mehr eine wärmende Decke.

Eine Endphase des unerhörten, geistigmagischen Phänomens gab es eigentlich nicht, wenn man von dem Ruck und den hellen Lichtblitzen absah, welche die Rematerialisation ihres Körpers begleiteten.

Und dann spürte Damona, daß sie stand, daß sie wieder einen Körper besaß. Ihre Augen waren noch geschlossen. Wo mochte sie jetzt sein? Einen Moment scheute sie sich, ihre Lider zu öffnen.

Doch dann drang ein altvertrautes Geräusch an ihre Ohren. Das Heulen eines Düsentriebwerks. Die Maschine hatte gerade vom Boden abgehoben.

Jetzt erst schlug Damona die Augen auf und blickte um sich. Ein Schauer nach dem anderen überrieselte ihren Körper, als sie sich in einer vertrauten Umgebung stehen sah: auf der Dachterrasse des Cosmopolitain.

Obwohl Damona zuversichtlich gewesen war, übermannte sie der Eindruck so stark, daß sie laut aufkeuchte. Mit schwankenden Schritten ging sie auf die weitgeöffnete Tür des Appartements zu. In dem luxuriösen kleinen Salon angekommen, ließ sie sich auf die erstbeste Sitzgelegenheit fallen. Auf dem kleinen runden Tischchen daneben lag eine Schachtel Zigaretten. Es war sogar ihre Marke.

Noch nie in ihrem Leben hatte Damona eine Zigarette so notwendig gehabt wie in dieser Minute. Sie zündete sich eine an und zog den Rauch tief in ihre Lungen. Hoffentlich kam der neue Mieter der Hotelsuite nicht gerade jetzt zurück. Immerhin waren viele Tage vergangen, seit das Flugzeug abstürzte und sie in der Vergangenheit landete.

Wieder schaute Damona sich um. War sie auch wirklich hier?

Oder war sie noch in der Vergangenheit – träumte dort? Sie kniff sich heftig in den Arm – es schmerzte. Also träumte sie nicht, denn Schmerz kann man nicht träumen. Matabele hatte recht gehabt. Der Rücksturz in ihre Zeit war ihr gelungen. Allerdings nur mit Hilfe der Pali und der Yakare – und dem Beistand von Matabele. Wieder durchfuhr sie ein Schauder, als sie daran denken mußte, vor welch undenklicher Zeit die Leiber dieser Menschen schon zu Staub zerfallen waren.

Damona zündete sich eine weitere Zigarette an. Unwillkürlich drehte sie ihren Kopf. Ihre Augen sahen in das geöffnete Badezimmer.

Jeder Mensch erlebt mindestens einmal in seinem Leben einen

Augenblick, in dem er felsenfest an ein Fehlverhalten seines Gehirns glaubt, sich vielleicht sogar einbildet, eine »verrückte Minute« durchzumachen.

Genau das passierte Damona beim Anblick des grünen, geblümten Morgenrocks, der an der Innenseite der Badezimmertür hing.

Kein Zweifel, das war ihr Morgenrock. Ein Irrtum war ausgeschlossen. Der obere Knopf hing nur noch an wenigen Fäden. Damona besaß ein kleines Taschennähzeug, das für den Notfall gedacht war. Aber sie war einfach nicht dazu gekommen, den Schaden zu beheben.

Aber andererseits – es konnte nicht ihr Morgenrock sein! Zu lange war sie abwesend gewesen. Mindestens drei Wochen. Sie stand auf und eilte ins Badezimmer.

Und dann hielt sie den Stoff in ihren Händen, mit verständnislosem Blick das bekannte Blumenmuster anblickend. Ein Gedanke kam ihr. Daß sie nicht sofort daran gedacht hatte! Damona ging zum Kleiderschrank und riß die Tür auf.

Der Anblick versetzte ihr einen Schock. Da hing ihre Garderobe, fein säuberlich aufgereiht. Sie brauchte gar nicht genau hinzublicken, es fehlte nichts.

Damona ging zum Sessel zurück und setzte sich. Mit leeren Augen starrte sie vor sich hin, außerstande einen klaren Gedanken zu fassen.

Ein Summlaut durchdrang die Stille. Es war das Telefon. Damona stand auf und ging in die kleine Diele. Wieder summte es. Sie hob den Hörer ab. »Damona King«, meldete sie sich.

»Rodriguez, Rezeption«, stellte sich der Anrufer vor. »Senor Tozzi hat Ihr Appartement gekündigt. Eben erst, vor einer halben Stunde. Er war sehr erregt…« Der Portier stockte und sprach nicht weiter.

Damona schluckte. Alles um sie schien sich auf einmal zu drehen.

Hatte sie richtig gehört? Sie fragte.

»Ja«, antwortete der Portier mit geduldiger Stimme. »Vor genau einer halben Stunde. Er hat von dem Flugzeugabsturz heute mittag gesprochen und davon, daß auch Sie zu den Verunglückten zählen würden. Aber da sie hier sind, muß Senor Tozzi sich getäuscht haben…«

»Schon gut«, brach Damona den Redeschwall ab. »Ich bleibe noch hier. Wenn Senor Tozzi sich meldet, dann sagen Sie ihm Bescheid. Ist er auf seinem Zimmer?«

»Nein, er hat das Hotel eben verlassen.« Der Portier hüstelte diskret. »Seine Verfassung war, äh, eigenartig. Mir scheint, Senor Tozzi ist erkrankt.«

Impertinenter Fatzke, dachte Damona wütend. Was dachte sich der Kerl eigentlich, so über die Hotelgäste zu reden. Ohne ein Wort der Entgegnung legte sie den Hörer auf. Doch dann wählte sie erneut die

Nummer der Rezeption. Wieder meldete sich Rodriguez.

»Meine Uhr ist stehengeblieben. Wie spät ist es jetzt?«

»Genau fünf Minuten nach sieben«, antwortete der Portier geschmeidig.

Als Damona kurz darauf auf der Terrasse stand, fühlte sie sich von einer unbeschreiblichen Stimmung gepackt. Um sie wenigstens in etwa zu kennzeichnen, wäre der Ausdruck »fassungslos« viel zu nichtssagend gewesen. Wieder zweifelte sie daran, sich hier in der Realität zu finden, glaubte zu träumen. Vielleicht war es ein Alptraum. Etwa in der Art eines Wachtraumes. Diese Träume werden besonders plastisch empfunden.

Aber je mehr Damona darüber nachdachte, um so unwahrscheinlicher wurde ihr diese Erklärung. Nein, nein, sie war wach. Daran konnte es keinen Zweifel geben. Was jetzt not tat, war Ruhe und Nervenstärke. Und kühle Überlegung.

Doch das war gar nicht so einfach. Gab es überhaupt einen Menschen, der es fertiggebracht hätte, in einer solchen Situation ruhig und gelassen zu bleiben? Seit dem Abflug des JUMBO waren ziemlich genau fünf Stunden verflossen. Fünf Stunden! Bei Damona waren es drei Wochen gewesen. Drei Wochen, randvoll angefüllt mit Leben!

Sie zwang sich dazu, ruhig nachzudenken, obwohl ihr normales Gehirn ihr immer wieder einreden wollte, sie unterliege einer Täuschung. Doch Damonas Extrabewußtsein verwarf diese »Logik« sofort. Das normale menschliche Gehirn ist ein Bestandteil der vierdimensionalen Raum-Zeit-Welt. Nie würde es imstande sein, Dinge zu begreifen, die sich außerhalb dieser Dimensionen abspielten.

Allmählich kehrte Ruhe in sie ein, und sie vermochte über das Unbegreifliche nachzudenken, ohne dabei die Fassung zu verlieren.

Es konnte gar nicht anders sein: Auch die Zeit war ein relativer Faktor. Die einzelnen Zeitebenen waren durchaus keine Größen, die sich kongruent überlappten.

Damona atmete auf. Sie wußte es – das war die Lösung des Problems. Sie blickte aus ihrer luftigen Höhe über die Stadt hinweg – und erinnerte sich an den Augenblick – vor hunderttausend Jahren – als sie unten am Strand auf dem Felsblock gesessen hatte. Und dann schluckte Damona erneut. Sie sah den schwarzen Basaltblock aus dem Sand herausragen, und sie erkannte erschüttert, daß es genau dieses Felsstück gewesen war.

Diesmal verwirrten sich ihre Gedanken nicht. Diesmal packte sie nicht das Entsetzen – aber sie spürte wie noch nie in ihrem Leben den Atem der Ewigkeit.

***

Als Romani Tozzi die kleine Bodega verlassen hatte, innerlich bis auf

den Grund seiner Seele aufgewühlt, war er ziellos durch Acapulco gelaufen. Er machte einen dermaßen verstörten Eindruck, daß ihn manche Passanten kopfschüttelnd musterten. Schon wieder ein Betrunkener, und das schon zu dieser Tageszeit, dachten die meisten von ihnen.

Und das war nicht zu verwundern. Der sonst so elegante Mann sah – wenigstens für seine Begriffe – unmöglich aus. Der Hemdkragen hatte sich geöffnet. Der Krawattenknoten befand sich dort, wo der Kragen des Jacketts begann, den Hals zu umschließen.

Aber erst sein Gesicht! Die sonst so sorgfältig gepflegten schwarzen Haare hingen ihm wirr über die Stirn. Seine Augen blickten stumpf und leer, und die Mundwinkel waren nicht sauber, verrieten, daß ihr Besitzer erst vor kurzer Zeit eine Mahlzeit zu sich genommen hatte.

Und in Tozzi selbst sah es nicht viel anders aus. Da war einmal die begreifliche Erschütterung über dieses schreckliche Ende seiner jungen Chefin. Hinzu kam die Sorge um den King Konzern. Wie würde es jetzt weitergehen?

Tozzi fühlte sich grenzenlos allein. Mike Hunter litt unter einer rätselhaften Erkrankung, jeden Augenblick mußte mit seinem Ableben gerechnet werden – und nun das! Das Schicksal schlug buchstäblich knüppeldick zu.

Und dann stand Tozzi vor dem Cosmopolitain, ohne zu wissen, was ihn hergeführt hatte. Nun, auch gut, er würde sich rasieren und ein wenig frisch machen. Außerdem mußten die Appartements abbestellt werden.

Nachdem das erledigt war, ging Tozzi zum Parkplatz des Hotels.

Er hatte die Absicht, zum Flugplatz zu fahren und Erkundigungen über den Absturz der Maschine einzuholen. Vielleicht gab es Überlebende! Und wenn, vielleicht war Damona unter ihnen. Die unsinnige Hoffnung beflügelte seine Schritte.

Doch der Wagen stand nicht auf dem gewohnten Platz. Tozzi brauchte eine ganze Weile, bis er wußte, daß das auch gar nicht der Fall sein konnte. Der Porsche stand immer noch dort, wo er ihn am Vormittag hingestellt hatte: unweit der kleinen Bodega.

Ein Taxi brachte ihn hin. Der Wagen stand noch da. Tozzi entlohnte den Fahrer und fuhr zum Flugplatz.

Er war nicht der einzige, der sich nach dem Unglück erkundigte.

Er sah weinende Menschen – Männer, Frauen und Kinder, völlig verstört, nicht in der Lage, das Unheil zu begreifen.

»Nein, Senor, wir wissen nichts. Die Suchflugzeuge sind bereits zurückgekommen. Sie haben nichts entdecken können. Aber bei dem Sturm…« Der Auskunftsbeamte hob bedauernd seine Schultern.

»Die Möglichkeit, daß einige wenige Menschen überlebt haben ist wohl kaum vorhanden?« fragte Tozzi.

Sein Gesprächspartner sah ihn mitleidig an. »Ich halte es für ausgeschlossen. Bedenken Sie doch – die Maschine ist steil hinunter. Wie haben bis kurz vor dem Aufschlag Funkkontakt gehabt. Und dann noch der Taifun.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, ganz ausgeschlossen, daß da jemand mit dem Leben davongekommen ist.«

Tozzi fuhr zum Hotel zurück und stellte seinen Wagen ab. Dann ging er zur Rezeption. Der Portier, ein junger Mann mit einem Indiogesicht, lächelte ihn strahlend an.

»Miß Damona hat die Abbestellung rückgängig gemacht«, sagte er. »Sie hat nach Ihnen gefragt.« Rodriguez sah verwundert auf den Mann, dem er gerade diese Auskunft gegeben hatte. Was er nur hatte? Schon vor einer Stunde hatte er sich so sonderbar benommen.

Senor Romano Tozzi befand sich in der Lage eines Menschen, der glaubt, unter Wahnvorstellungen zu leiden. Unmöglich, daß er richtig gehört hatte.

»Wawas haben Sie gegesagt?« fragte er stotternd, dabei ein Gesicht machend, als wäre er nicht ganz bei sich. Sein Herz intonierte einen Trommelwirbel. Die ungeheure Erregung färbte sein bleiches Gesicht von einer Sekunde zur anderen blutrot.

Dem Portier wurde unheimlich. Dieser Mensch vor ihm machte ganz den Eindruck, als ob er den Verstand verloren hätte. Ob er es wagen konnte, ihn allein nach oben zu lassen. Schließlich war Miß Damona King nur eine schwache Frau. In den letzten Monaten waren die Zeitungen voll von Sittenstrolchen, die…

Der blühenden Fantasie des jungen Mannes wurde ein jähes Ende gesetzt.

»Wollen Sie nicht endlich wiederholen, was Sie eben zu mir gesagt haben?« wurde er laut angebrüllt. Zwei Hotelgäste, die von anderen Portiers bedient wurden, blickten unwillig hoch.

Als Rodriguez in die flackernden Augen des Mannes blickte, war er von der Richtigkeit seines Verdachtes überzeugt. Es konnte gar nicht anders sein, dieser Tozzi war verrückt. Jetzt hieß es Ruhe bewahren. Vorsichtig ließ er seine Hand sinken. Unter der Platte befand sich ein Alarmknopf. Wenn er ihn drückte, dann waren wenige Sekunden später die Hausdetektive zur Stelle. Sie würden Tozzi mit sanfter Gewalt in einen Raum bringen, wo er kein Unheil anstellen konnte. Anschließend würde der Arzt ihm eine Beruhigungsspritze verpassen und das Weitere veranlassen.

Doch ein gnädiges Schicksal ersparte es dem jungen Mann, seine Existenz auf so selbstmörderische Weise aufs Spiel zu setzen. In dem Augenblick, als sich sein Daumen dem Knopf näherte, ertönte eine melodische Stimme. Es war unverwechselbar die Stimme Damonas, leicht rauchig und von jenem Timbre, das auf die meisten Männer prickelnd und erregend wie Sekt wirkt. Sie war die breite Treppe

heruntergekommen und hatte sich Tozzi von hinten genähert.

»Endlich – da sind Sie ja!«

Er fuhr herum – und blickte Damona an, als hätte er einen Geist vor sich. Der Portier hatte seine Hand wieder von der Alarmklingel zurückgezogen.

Tozzi schluckte. Die Frau vor ihm war Damona, daran konnte es keinen Zweifel geben. Es war auch keine Spukgestalt, die ihn narrte, nein, ihr Anblick war Realität.

»Sie waren doch… Sie sind doch …« Er konnte nicht weitersprechen, starrte sie nur sprachlos an.

Damona war erschüttert über Tozzis Anblick. Sie las in ihm wie in einem offenen Buch und beschloß, ihm schnell zu helfen.

»Es war ein Zufall, aber ich bin nicht abgeflogen. Ich hatte die Besprechungspapiere hier im Hotel gelassen. Und das«, ihr Gesicht wurde ernst, »und das hat mir den Tod erspart. Sie wissen ja, daß der JUMBO abgestürzt ist.«

Tozzi nickte. Er schluckte, einmal, zweimal. Aus seinem Gesicht verschwand die rote Färbung, und seine Augen verloren den gehetzten, erregten Ausdruck. Dann atmete er tief aus – und lachte, lachte sich alles das von der Seele, was ihn in den letzten Stunden bedrückt hatte.

»Nein«, rief er, nachdem das ein wenig unnatürliche Lachen aufgehört hatte, »wenn Sie wüßten, was ich in den letzten Stunden durchgemacht habe.« Ein vorwurfsvoller Blick traf Damona.

»Warum haben Sie das Hotel nicht unterrichtet, daß sie nicht geflogen sind?«

Aber auch darauf wußte Damona eine Antwort.

»Wer konnte schon wissen, daß dieses Unglück passieren würde. Der Portier hat mich anscheinend nicht gesehen, als ich den Lift benutzte. Ich war sehr müde und habe bis eben geschlafen.«

»Und was ist mit der Konferenz in New York? Haben Sie die Herren unterrichtet, daß Sie nicht kommen konnten?«

»Nein, denken Sie nur, das habe ich ganz vergessen.« Damona schüttelte ratlos ihren Kopf. Sie schaute Tozzi bittend an. »Könnten Sie das übernehmen?«

Der Italiener nickte. »Ich werde es sofort tun. Vielleicht erreiche ich noch jemand. Obwohl«, Tozzi sah auf seine Armbanduhr, »obwohl die Aussicht sehr gering ist.« Er wandte sich an den Portier, der plötzlich die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit in Person war.

»Ich brauche sehr schnell eine Verbindung nach New York. Die Nummer ist…«

Damona hörte nicht mehr hin und wandte sich ab. Sie mußte zurück in ihr Appartement. Es war höchste Zeit, den Kontakt mit ihrer Mutter aufzunehmen.

***

Damonas Wiedereintauchen in ihre Zeit – der Rücksturz aus der Vergangenheit – war nicht unbemerkt geblieben. Der Strukturschock war so stark, daß Ngog ßlan Orls psychische Antennen sofort darauf ansprachen.

Selbst Ngog zweifelte einen Augenblick an seinem Verstand, als sein blitzschnell reagierendes dämonisches Bewußtsein Bilder in sein Gehirn hineinprojizierte. Bilder, die Damona zeigten.

Doch nur wenige Sekunden später wußte der Oberherr des schwarzen Kreises, daß diese Bilder Tatsachen wiedergaben, und daß sich Damona aus ihrem Zeitgefängnis hatte befreien können.

Diese Erkenntnis machte auch einem Geschöpf wie Ngog schwer zu schaffen. Noch nie hatte es ein Lebewesen fertiggebracht, sich dem Willen des Oberherrn zu widersetzen, geschweige einen Triumph zu erleben.

Ngog ßlan Orl war aber ein Geschöpf, dessen Verstand mit einer nichtmenschlich zu nennenden Logik an diesen Fall heranging. Nun gut, es schien so, als würde er sich zu einem echten Problem entwickeln. Aber es schien nur so. Zu gewaltig waren die dämonischen Kräfte, um sich von einem einzelnen Menschen unterkriegen zu lassen.

Der Oberherr brauchte nicht lange, bis er die neuentstandene Situation überdacht und einen Plan zur Vernichtung Damonas gefaßt hatte. War sie nicht in dem Gefängnis der Zeit zu halten, dann mußte sie eben hier vernichtet werden.

Ngog war überzeugt davon, daß ihn die dämonischen kosmischen Intelligenzen dabei wirksam unterstützen würden.

***

Die Kontaktaufnahme war erfolgreich verlaufen: Vanessa hatte ihre Tochter auch darüber aufgeklärt, daß die dämonischen Kreaturen des schwarzen Kreises mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit über ihre Rückkehr unterrichtet waren.

»Du kannst davon überzeugt sein, daß sie jetzt dabei sind, einen neuen, Anschlag auf dich vorzubereiten«, hatte sie ernst gesagt.

»Aber dazu darfst du es nicht kommen lassen. Diesmal mußt du zuerst die Initiative ergreifen!«

Damona hatte ihrer Mutter auch von dem rätselhaften Kristall erzählt – und von den gewaltigen psychischen Energien, die er in sich barg.

»Ich bin mir absolut gewiß, daß er mir helfen wird. Ich weiß nur nicht, wann und wie das geschieht.«

»Versuche doch, eine geistige Verbindung mit dem Kristall zu schaffen«, hatte Vanessa vorgeschlagen. »Wenn das, was in ihm ist, darauf anspricht, dann bist du ein ganzes Stück weiter.«

Und mit diesem Vorhaben war Damona gerade beschäftigt!

Aber sie mußte gewaltig aufpassen, denn das Risiko, das sie einging, war sehr groß. Die Mönche würden den kleinsten Spalt in ihrem psychischen Schutzschirm sofort brutal ausnützen. Das bedeutete für Damona, nur mit geringer psychischer »Sendeenergie« arbeiten zu können.

Doch sie hatte kaum damit gerechnet, sich um diesen psychischen Kontakt zu bemühen, als auch schon die Antwort kam. Sie kam auf eine Weise, die Damona maßlos überraschte.

Die überdimensionale Energie ergoß sich in Damona wie Wasser; sich in ein leeres Glas ergießt. Doch diese Energiezufuhr war nicht eine bloße Kraftverstärkung – sie war unendlich mehr, denn sie besaß ein Bewußtsein.

Ein Bewußtsein voll von einer unglaublichen Klarheit – und Freude. Und welch ein Wunder – es konnte sich artikulieren, konnte sich mitteilen. Und seine Stimme war wie die eines lebendigen Menschen. Wärme, Freude und eine grenzenlose Liebe schwangen darin.

»Jetzt bist du da – endlich da! Hunderttausend Jahre habe ich diesen Augenblick herbeigesehnt. Eine Ewigkeit mich darauf vorbereitet. Doch jetzt bist du gekommen!«

Die Stimme, die Damona natürlich nicht mit ihren körperlichen Ohren, sondern mit ihren geistigen Ohren »hörte«, verstummte.

Aber Damona empfand selbst jetzt die ungeheuere Freude dieser unbegreiflichen geistigen Lebensform.

»Kannst du mir beistehen in dem bevorstehenden Kampf?« fragte sie.

Die Antwort kam bereits in dem Moment, als sie mit der Frage zu Ende war. In der Stimme deutete nichts auf Zweifel oder Angst hin.

In ihr schwang tiefe Ruhe und jene Zuversicht, die von der eigenen Kraft zutiefst überzeugt ist.

»Gemeinsam können wir es schaffen. Mein Energievorrat und deine Möglichkeit, die in mir enthaltene Kraft zu lenken und nach deinem Willen einzusetzen, geben mir diese Überzeugung.«

»Was ist es, was dich leben läßt, was dir zum Bewußtsein verholfen hat?« fragte Damona. Obwohl dieses Thema überhaupt nichts mit der Antwort des Wesens zu tun hatte, stellte sie diese Frage.

Hier lag ein Geheimnis verborgen, das zu den Wurzeln der Schöpfung führen konnte.

Doch die Antwort war für Damona enttäuschend.

»Ich weiß es selbst nicht«, lautete sie. »Zuerst war es ein sehr ›diffuses‹ Bewußtsein. Es erschöpfte sich fast nur in der Wahrnehmung von Licht und Dunkelheit. Später traten Gefühle hinzu. Gefühle wie Freude und Trauer. Freude darüber, eine Aufgabe zu haben, und Trauer darüber, eine Unermeßlichkeit an Zeit warten zu müssen. Doch ich ließ diese Zeit nicht ungenutzt vorübergehen. Ich tat alles, dieses Bewußtsein, dessen Quelle ich selber nicht kenne, zu entwickeln, zu

mehren und zu festigen. Und allmählich überwog die Freude die Trauer. Denn je größer meine Fortschritte wurden, um so mehr wurde mir die Bedeutung dieses Fortschritts klar. Denn die in meinen Kristallkörper eingespeicherte Energie verstärkte sich durch mein wachsendes Bewußtsein, oder, um es anders auszudrücken: durch das ständige Anwachsen meiner seelischen Potenz.«

»Eines werde ich wohl nie verstehen«, sprach Damona weiter.

»Wenn du seit hunderttausend Jahren den Ort nicht verändert hast, an dem ich dich deponierte, dann hättest du mich doch schon ›orten‹ können, als ich…«

»Du denkst falsch!« wurde Damona unterbrochen. »Sicher, ich liege jetzt – nach deiner Anwesenheit in der Vergangenheit und deiner erfolgreichen Rückkehr – hier. Vorher lag ich in einer sogenannten Wahrscheinlichkeitswelt, gewissermaßen in einer noch sehr unstabilen Zeitebene, die sich erst nach deiner Rückkehr endgültig stabilisierte und normalisierte. Aber das sind philosophische Fragen. Dar- über sollten wir jetzt nicht reden. Wir müssen handeln, schnell handeln, denn sonst kann es sehr gefährlich werden. Ngog und die Seinen sind dabei, das dämonische Energiereservoir eines ganzen Kontinuums zu mobilisieren. Und dazu darf es nicht kommen. Dem könnten wir nichts entgegensetzen!«

Damona lächelte. Vanessas Worte hatten ähnlich gelautet.

»Du bist also bereit?« fragte sie.

»Ich bin bereit.«

»Aber du wirst dabei deine Daseinsform verlieren! Weißt du das?«

Der Kristall – oder war es das, was in ihm war? – antwortete sofort.

»Seelisches Bewußtsein kann nicht vergehen! Es kann nur seine Zustandsform wechseln, sich auf eine höhere Dimensionsstufe schwingen, nach dem Ereignis, das du ›Tod‹ nennst.«

»Also gut, dann sollst du erfahren, wie ich vorgehen will!«

***

Licht schimmerte auf. Bläuliches Licht. Es war zuerst nicht größer als das Licht, das ein Glühwürmchen mit sich trägt. Aber es vergrößerte sich rasch, wurde dabei immer voller und strahlender. Das Licht breitete sich mehr und mehr in der viele hundert Millionen Jahre alten Höhle aus, reflektierte sich in den abertausenden kleinen und größeren Kristallen, und verlieh diesem Hohlraum das magische Gepräge einer verzauberten Welt.

Und dann löste sich der Kristall aus der kleinen, wannenförmigen Vertiefung und schwebte in die Höhe. Die von ihm ausgehende blaue Strahlung war so stark und intensiv, daß ein menschliches Auge von ihr geblendet worden wäre.

Langsam nahm der strahlende Stein den Weg, den vor

hunderttausend Jahren auch Damona genommen hatte, als sie das Versteck für ihn aussuchte. Der Schacht war breiter geworden. Verwerfungen im Fels, entstanden durch kleinere tektonische Beben, hatten dies bewirkt.

Immer höher stieg der Kristall, so lange, bis er sich in dem Gang befand, der zum Tempel der Bestien führte. Aber der Kristall nahm eine andere Richtung. Er wollte den Berg verlassen. Dabei schien ihn ein geheimer Instinkt zu leiten, denn der Weg, den er wählte, war genau der richtige.

Und dann kam der Moment, als er an die magische Schranke stieß.

Sie war erst vor kurzer Zeit von den Mönchen errichtet worden, um feindlichen Parakräften entweder den Zutritt zu verwehren oder ihnen ein Entkommen unmöglich zu machen.

Und jetzt sollte sich zeigen, daß die lange Wartezeit notwendig gewesen war.

Das Bewußtsein der psychischen Energie spürte die Barriere schon, bevor der materielle Kontakt eintrat. Der Kristall verlangsamte seine Geschwindigkeit bis zum völligen Stillstand. Dann setzte eine Metamorphose ein. Die Gestalt des Kristalls verwandelte sich, löste sich auf und wurde zu einem blauen Nebel. Doch dieser Nebel war nicht der Endzustand. Er verdichtete sich zu einem Körper, zu einer menschlichen Gestalt. Sie trug eine schwarze Kutte. Ein Antlitz bildete sich – es waren Ngogs Augen.

Selbstverständlich hatte die lange Zeit des Wartens auch der im Kristall eingeschlossenen Energie genügt, sich andere Dinge zu merken. Schließlich hatten die Ausstrahlungen dieser Mönche deutliche Hinweise geliefert.

Auch diese Ausstrahlung wurde kopiert – und dadurch die magische Schranke getäuscht. Dann verließ der nun wieder zum Kristall gewordene Körper wie ein bläulich zuckender Blitz den Berg und strebte dem kalten Blau des Himmels entgegen. Die erste Phase von Damonas Plan war erfolgreich abgeschlossen.

***

Genau in diesem Augenblick reagierte auch der parapsychische Extrasinn Damonas. Ihr Körper, seit langen Minuten auf diesen Moment vorbereitet, reagierte mit sofortiger Dematerialisation. Ein puffendes Geräusch ertönte, als die Luft in den plötzlich leergewordenen Raum eindrang.

Und dann kam es zur Begegnung! Nicht nur zur geistigen, sondern auch zur körperlichen Begegnung. Natürlich konnte von richtigen Körpern in diesem Augenblick nicht gesprochen werden. Es waren nur wirbelnde Atomhaufen. Aber trotzdem war es auch eine materielle Begegnung. Sie war nur möglich aufgrund der Überwindung der

magischen Schranke.

Die Energie des Kristalls legte sich um Damona, sie wie in einen Kokon darin einhüllend.

Kaum war das geschehen, als Damona ihrem Ziel entgegenschoß.

Seltsam, diesmal reagierte die magische Barriere nicht. Woran das wohl liegen mochte? Damona erinnerte sich. Auch damals, als ihre Mutter diesen Weg nahm, hatte die Sperre nicht reagiert. Nur bei der Flucht aus dem Berg hinaus war für einen winzigen Augenblick eine klebrige Hemmung zu spüren gewesen.

Die grobe Struktur des Felsens hinderte nicht. Damona sank hindurch, als bestünde er aus dünnem Nebel. Wieder wechselten die Bilder. Sie sank durch Stein und durch Gänge und Kammern – und sah sich endlich am Ziel.

Ngog und die sechs anderen Mönche waren gerade dabei, ihr finsteres Ritual zu beenden. Es diente dazu, den dämonischen kosmischen Intelligenzen den Weg hierher zu bahnen – ähnlich wie es ein Leuchtfeuer tut, das im Dunkeln einem Schiff den Weg weist. Das Universum war riesig – auch für die dämonischen Wesenheiten, die es bevölkerte. Die Erde war bestenfalls ein Staubkorn darin. Und auch das war nur ein sehr schlechter Vergleich.

Über den Mönchen und über dem Altar hing wie ein schwarzer Block aus Basalt die Wolke. In ihr war keine Bewegung. Es war strenggenommen gar keine Wolke. Es war eine Art Dimensionslücke, so etwas wie ein »Schwarzes Loch« im Universum.

Die Mönche waren derart in ihre Beschwörung vertieft, daß sie ihren größten Feind erst dann bemerkten, als dieser den Angriff eröffnete.

Jäh erstrahlte das blaue Licht zu einer unirdischen Intensität. Dann löste sich ein Stück davon und zuckte als blauer Blitz auf einen der Mönche zu. Damona hatte mit Bedacht nicht Ngog gewählt. Es war sicher besser, zuerst seine Gefolgsleute zu vernichten. Er war stärker als sie alle. Ihn mußte sie sich für zuletzt aufheben.

Doch der Mönch wehrte sich mit allem was er hatte. Und die anderen sprangen ihm bei. Auch Ngog, der mit einer unfaßlichen Reaktion die Gefahr erkannt hatte.

Aber er und die fünf anderen konnten nicht ihre ganze Kraft in den Kampf werfen. Sie mußten einen Großteil ihrer Energie für die Beschwörung aufsparen. Taten sie das nicht, dann war sie nutzlos.

Trotzdem war es so, daß titanische Energien aufeinanderprallten.

Der Augenblick war von Damona günstig gewählt. Die fünf anderen konnten nicht so eingreifen, wie sie es wohl gerne gewollt hätten.

Doch Damona gab sich keiner Täuschung hin. Die finstere, magische Handlung würde nicht ewig dauern.

Doch sie gab sich keinen pessimistischen Gedanken hin. Warum auch? Sie hatte – wenigstens im Augenblick – keinen Grund dazu.

Der angegriffene Mönch wälzte sich bereits auf dem Boden. Nur noch wenige Sekunden, dann war es mit ihm vorbei.

Die Kristallenergie packte, gelenkt durch Damonas Willen, stärker zu. Tentakel auf Tentakel schnellte sich aus dem blauen Leuchten auf die anderen fünf Mönche, sie vollkommen einhüllend. Nur um Ngog kümmerte sich die Energie nicht – noch nicht. Wenn es gelang, die sechs angegriffenen Mönche auszuschalten, dann konnte die Zeremonie wahrscheinlich nicht zu Ende geführt werden. Und dann gab es für Ngog keine Verstärkung.

Auch der Oberherr erkannte diese vernichtende Gefahr. Er verstärkte seine Kraft um den Ausfall der anderen Mönche wettzumachen. Sie waren jetzt vollauf mit der Abwehr der auf sie eindringenden Energieflut beschäftigt, konnten sich dem Ritual nicht mehr widmen.

Doch auch die psychische Kraft des Kristalls hatte zu leiden.

Schwarze Blitze zuckten auf sie zu und bohrten sich in sie hinein.

Voller Schrecken bemerkte Damona, daß sich die Intensität des blauen Leuchtens abschwächte. Es schien unter den starken Schlägen förmlich zu schmelzen, weniger zu werden.

War jetzt schon der Augenblick gekommen, wo sie ihre eigene Kraft ins Treffen führen mußte? Aber nach ihrem Plan sollte das erst geschehen, wenn nur noch Ngog übrig war. Und selbst dann war der Kampf noch lange nicht entschieden. Aber jetzt schon einzugreifen, hieß, sich zu schwächen. Bis zu diesem Moment hatte sie sich auf die Steuerung und Lenkung der Kristallenergie beschränkt. So ging es nicht weiter. Es mußte etwas Entscheidendes geschehen.

Auch wenn das Risiko groß war. Kurzentschlossen bediente sich Damona des Schutzes und warf die gesamte psychische Kraft des Kristalls in den Kampf. Ngog saß wie eine steinerne Statue auf dem Boden. Manchmal fuhren seine Hände in die Luft. Dann bewegten sich seine Finger auf sonderbare Weise. Gleichzeitig verließen dunkle Formeln seinen Mund. Die Augen hielt er geschlossen.

Damona hatte sich vollkommen entblößt. Die psychische Kraft des Quarzkristalls hatte sich wie ein dicker, blauer Mantel über die sechs Mönche gelegt.

Und dann kam der Augenblick, den Damona so herbeigesehnt hatte: Die hinter dem blauen Vorhang befindlichen Gestalten begannen plötzlich in rasender Geschwindigkeit zu schrumpfen. Miauende Schreie ertönten, wurden leiser und erstarben schließlich. Dampf wirbelte hoch. Es war schwarzer Dampf, der urplötzlich ins Nichts entwich, sich auf eine andere Dimensionsebene schwang.

Das blaue Licht war matt geworden. Es war kein stabiles Leuchten mehr, sondern nur noch ein müdes, flackerndes Licht.

»Meine Energie ist fast aufgebraucht. Bündele es! Für einige Schläge wird es noch reichen. Doch beeile dich! Ich spüre den finsteren Hauch,

der von der Altarplatte aufsteigt. Ngog hat das Tor fast ge- öffnet. Wenn es ihm gelingt, war dein Mühen umsonst!«

Die Stimme schwieg erschöpft.

Damona wußte, daß erst jetzt die Entscheidung nahte. Niemand konnte ihr in dem bevorstehenden Kampf gegen Ngog ßlan Orl helfen! Auch ihre Mutter nicht. Denn sonst hätte sie sich – wenigstens gedanklich – bereits gemeldet.

Ngogs Augen blitzten triumphierend. Gleich war der Sieg sein!

Nur noch die abschließenden Zeichen, dann war das Tor endgültig geöffnet – geöffnet für die dunkle, dämonische Flut eines ganzen Universums.

In diesem allerletzten Augenblick schlug Damona zu. Schlug zu wie mit einer Peitsche. Für die ersten Schläge bediente sie sich des Rests der Kristallenergie.

Ngog wandt sich vor Qualen, aber er wollte sich nicht davon abhalten lassen, das Ende der Zeremonie zu erzwingen. Doch das parapsychische Extrabewußtsein erkannte ebenfalls diese Absicht. Die sich daraus ergebende Konsequenz war einfach, fast schon primitiv – Damona mußte mit allem angreifen, was sie hatte. Sie zwang den Oberherrn dadurch zur Reaktion, zwang ihn dazu, das Ritual abzubrechen.

Und Damona verstärkte die Kraft, die sie in ihre geistige Peitsche einfließen ließ. Die Hiebe waren vernichtend, hätten jedes andere Lebewesen schon längst in den Abgrund des Todes gerissen.

Aber Ngog ßlan Orl war ein ganz besonderes Kaliber. Er steckte auch diese fürchterlichen Schläge weg, obwohl seine schwarzen Augen dabei wie Tennisbälle aus ihren Höhlen traten.

»Um Gottes willen«, wisperte es verschwindend schwach in Damona. »Gleich ist es soweit! Oh, gleich war alles umsonst!«

Die Altarplatte begann plötzlich in einem tief roten Licht zu erstrahlen. Es war ein unheilvolles Licht. Es wallte und wogte darin, als ob düsteres Leben in ihm wäre.

Damona stieß mit einem lauten Keuchen ihren Atem aus. Dann sog sie hastig neue Luft in ihre nach Säuerstoff schreienden Lungen.

Und dann vereinigte sie alles, was sie an Energie besaß, bündelte sie und warf sie gegen Ngog.

Wer Damona so hätte sehen können, mit der schwarzen Flamme ihrer Haare und ihren vor Zorn sprühenden Augen, der hätte geglaubt, einer finsteren Rachegöttin aus uralter Zeit gegenüberzustehen.

Der gewaltige Ansturm psychischer Energie traf Ngog in dem Augenblick, als seine Hand die abschließende magische Bewegung machen wollte. Das Wabern in dem roten Licht der Altarplatte hatte sich bereits geklärt. Finstere, schreckliche Gestalten zeigten ihre Konturen, warteten darauf, daß das Tor zu dieser Dimension sich

endgültig für sie öffnete.

Doch zu diesem letzten Abschluß, zu dieser letzten magischen Bewegung, sollte es nicht mehr kommen. Ngogs Augen verdrehten sich auf grausige Weise. Dann neigte er sich zur Seite und stürzte zu Boden. Der dämonische Körper schrumpfte zusammen, auch bei ihm zeigte sich der schwarze Dampf, der in der Luft verschwand, als gäbe es in ihr eine Öffnung, durch die er entweichen konnte.

Und dann durchbrachen Geräusche die Stille. Es war die schwarze Altarplatte, die buchstäblich zu schwarzem Staub zerfiel. Auch die Wolke über dem Altar verschwand, als hätte sie nie existiert.

***

Wieder stand Damona auf der Terrasse des Cosmopolitain. Diesmal aber nicht allein. Mike Hunter war bei ihr. Er fühlte sich noch sehr schwach. Aber in seinen Augen funkelte wieder das Leben.

»Wir brauchten eine Brücke«, sagte Damona leise. »Eine Brücke von der Vergangenheit zur Zukunft, hinein in unsere Gegenwart! Menschen haben uns geholfen – Menschen aus der tiefsten Steinzeit. Ohne sie wäre der Kampf nicht zu gewinnen gewesen.«

Der rote Sonnenball tauchte ins Meer. Ein leichter Wind kräuselte das Wasser. Über dem gezackten Felsblock am Strand senkte sich der Schatten. Matabele kam Damona in den Sinn – und seine Yakare. Sie erschauerte und lehnte ihren Kopf an die Schulter des Mannes.

Mike Hunter drückte die Frau an sich. Vergangenheit und Zukunft – ihm war es egal. Diese fernen Weiten besaßen keine Realität.

Die Wirklichkeit stand hier – neben ihm, und allein das zählte!

ENDE